



# ORIENTIERUNG

Nr. 1 57. Jahrgang Zürich, 15. Januar 1993

**D**IE BEIDEN MÄDCHEN kommen aus Nevesinje; das liegt nicht weit von Mostar in der östlichen Herzegowina. Von diesem düsteren Kapitel der «ethnischen Vertreibung» in dieser äußersten Randzone Bosniens haben wir in Europa kaum etwas erfahren. Aus Gacko, aus Veleš, aus Bileća – alles Orte in der Nähe der Grenze zu Montenegro, sind Bosnier oder Bosniaken vertrieben worden. Custovit Rifet zeigt mir seinen Entlassungsschein aus dem Todeslager: am 3. Juli 1992 wurde er nach Bileća transportiert, am 12. August wurde er dort auf einen Bus gepackt und irgendwo in die Landschaft gekippt, nachdem er vorher unterschrieben hatte, daß er freiwillig auf alles verzichtet, auf jeden Besitzanspruch an seinem Haus. Das ethnische Säubern war von den Serben auch administrativ gut vorbereitet worden.

## Quo vadis Bosnien?

In dem kalten, feuchten Raum einer ehemaligen Schule in Mostar leben seit sechs Monaten 24 Personen; wir treffen sie kurz vor Weihnachten. Ich habe diese Menschen, Alte, Junge, Männer, Frauen – alle durcheinander – schon vor drei Monaten hier angetroffen, an der Versorgung hat sich in der Zwischenzeit nichts verbessert. Sie erzählen uns, daß sie morgens einen dünnen Tee und eine oder zwei Scheiben trockenes Brot bekommen, am Mittag eine Bohnensuppe, die nicht immer sehr warm ist, am Abend oft gar nichts. Man friert in dem großen Raum, wie überall in der Schule. Nur die, die über einen elektrischen Heizofen verfügen, können sich ein bißchen behaglicher fühlen. In dem großen Raum sitzt ein Großvater die ganze Zeit auf seiner Pritsche, mit der einen Decke, die er hat, über den Knien. Er würde den ganzen Tag nicht mehr aufstehen, sagt er, weil es zu kalt sei.

Da geht um 15.05 Uhr die Sirene, die ersten Granaten krachen auf Mostar herunter, man hört sie gefährlich nahe. Die Schule wäre bevorzugtes Objekt der Granaten- und Raketenbeschießungen, es geht munter weiter. Wir ziehen alle in den Raum, der auf der anderen Seite zur Beschußrichtung liegt. Sogar der alte steifgefrorene Mann schält sich aus seiner Decke heraus.

Ich bin mit Farah Vlada, einer Bosnierin hier, die aus Tuzla stammt, die ihre Landsleute versteht, über ihren eigenen Wohlstand in Hamburg entsetzt ist; den sie nur einige Monate verlassen wird, um hier zu helfen. Die beiden Mädchen erzählen, laufen dann weg, weil sie immer wieder aufgelöst heulen müssen. Die Augen sind schon verweint, die beiden können nicht mehr. Als wir am Abend weggehen, flüstern sie meiner Begleiterin, zu der sie Vertrauen haben, zu: sie müssten mit ihr noch einmal sprechen, auch sie wären mißhandelt und vergewaltigt worden; sie könnten mit niemandem darüber sprechen.

Als wir auf die Straße kommen, zieht ein Mercedes vorbei. Uns wird klar: die Versorgung der Menschen hier in Mostar läuft schlecht. Es hat hier ein Kriegsgewinnlertum eingesetzt, das durch unsere Gutgläubigkeit, das zu große Vertrauen der Hilfsgemeinschaft gefördert wurde. Das deutsche Verbindungsbüro «Nemačka Humanitarnia Pomoc» in Zagreb hat zum Beispiel seit seinem Bestehen aus dem Bauch des riesigen Lagerhauses im Messegelände Zagrebs immer allen Gemeinden und ihren Vertretern in Kroatien wie in Bosnien die Lebensmittel auf den LKW oder den Sattelschlepper gepackt. Man hat darauf vertraut, daß die Hilfsgüter in die Gemeinden und zu den Bedürftigen gelangen.

Doch mit der Zeit klappt das nicht mehr. Auch die Lieferungen des UNHCR, also des Flüchtlingskommissars der Vereinten Nationen, laufen unkontrolliert. Der UNHCR bringt monatlich 1200 Tonnen nach Bosnien hinein. Nach Mostar bringt er pro Monat 600 Tonnen, obwohl die Bedarfsschätzungen unterschiedlich sind. In der gutgeölten, schon wieder mit funkelnagelneuen Computern ausgestatteten Verwaltung Mostars wird keine Bedarfsanalyse gemacht. Typisch, daß das Rote Kreuz den Bedarf Mostars auf 1900 Tonnen schätzt, die Caritas auf 400 Tonnen.

## BOSNIEN

**Quo vadis?** Augenschein in Mostar – Behinderungen humanitärer Einsätze vor Ort – Die Menschen sind dem strengen Winter hilflos ausgesetzt – Offene und verdeckte Politik «ethnischer Säuberung» – Bosnien-Herzegowina, ein untergegangener Staat? – Die Belagerung und Beschießung von Sarajewo – Die Enklave von Tuzla – Die Forderung nach einem internationalen Tribunal gegen Kriegsverbrecher – Eine Liste der Beschuldigten wird veröffentlicht – Systematische Massenvergewaltigung von Frauen als Teil der Kriegsführung.

*Rupert Neudeck, Troisdorf b. Köln*

**Vom Krieg in Europa:** Ein Aufruf des Frauenliturgiekreises an der Katholischen Hochschulgemeinde Karlsruhe.

## ISLAM

**Diskussion um Menschenrechte:** Nach 1945 Bemühungen um Formulierung einer eigenen Menschenrechtserklärung – Einigung auf einen Katalog von fünf Rechten – 1992 fanden in Deutschland drei Kolloquien über Islam und Menschenrechte statt – Gottesrecht versus Menschenrechte – Koran und Überlieferungen des Propheten – Drängende Aktualität der Diskussion – Zur Situation in den einzelnen islamischen Ländern.

*Peter Heine, Senden*

## HOLOCAUST

«... es gibt Zeiten, stärker als der eigene Wille»: Erinnern ist mehr als wissenschaftliche Reflexion – Individuelle Spurensicherungen im Gespräch – Überleben und Leben nach der Shoah – Eine literaturtheoretische Bestandsaufnahme durch J. E. Young – Eine Vielfalt von Zeugnissen – Sprache strukturiert Erfahrung – Kritik an der poetologischen Interpretation von Texten von Zeugen – Wie kann das Schweigen der Opfer zur Sprache gebracht werden – Die selbstreflexiven Darstellungsformen von Primo Levi – Das Zitat als Mittel von Erinnerungsarbeit – Die Einzigartigkeit des Holocaust.

*Elisabeth Hank, Bonn*

## LITERATUR

**Die ewige Reise, der immerwährende Abschied:** Zu G. A. Goldschmidts Erzählung «Der unterbrochene Wald» – Der Wald als Ort der Bedrohung und der Geborgenheit – Erfahrungen eines jüdischen Jungen – Geschichte einer langwierigen Flucht aus Deutschland – Scham und Qual des Opfers – Manchmal bleibt dem Knaben nur das Gelächter der Verzweiflung.

*Beatrice Eichmann-Leutenegger, Muri b. Bern*

## INHALTSVERZEICHNIS 1992

Autoren-, Personen- und Sachverzeichnis des 56. Jahrgangs

Kriegsgewinnler gibt es leider auf allen Seiten. So unterschiedlich diese Seiten sein mögen: In diesem Punkt sind sich Kroaten, Muslime, Serben wirklich gleich. Man kann in diesem Punkt keinen mehr ausschließen. Ich frage meine bosnische Begleiterin, ob sie sich vorstellen kann, daß ihre Landsleute den Serben 1500 Dollar zahlen, um in ein Konzentrationslager wie Manjača zu kommen, um dann nach einer kurzen Zeit dem IKRK (Internationales Komitee des Roten Kreuzes) übergeben zu werden – für den Transport nach Deutschland, weil Deutschland ja 6000 plus 362 aufnehmen will, also insgesamt in verschiedenen Schüben 6362 Gefangene aus den Todeslagern der Serben. «Ja», sagt mir Farah Vlada, «ja, das kann ich mir vorstellen, mittlerweile kann ich mir alles vorstellen!»

Nein, die Kroaten haben nicht diese Genozid-gleiche Politik des Säuberns, des Mordens, der systematischen Vergewaltigungen betrieben.<sup>1</sup> Aber sie betreiben ihre eigene harte Interessenpolitik, in der das Humanitäre keinen Platz mehr hat. Sie machen das «Säubern» auf sanfte Art und Weise. Wenn *Cap Anamur* für die Unterbringung der Ärmsten Reichsbahn-Waggons nach Čapljina bringt, einem Ort auf halber Strecke von Ploče nach Mostar, mit der klaren Ankündigung, daß in diese als Wohn-Schlafwagen umgebauten Waggons bosnische Flüchtlinge einziehen sollen, die sonst in Zelten oder Kellern sich totfrieren müssen, dann dreht die kroatische Verwaltung diesen Befehl um – und macht aus einem Waggondorf in Čapljina ein kroatisches Umsiedlungsprojekt. Die kroatischen Flüchtlinge, die jetzt aus Split oder Zadar zurückkommen, die dürfen in diese Dörfer – und *Cap Anamur* soll sich da heraushalten.

In der katholischen Wallfahrtschloßburg Medjugorje wagen wir es auszusprechen: Wir bräuchten Räume und Häuser für die Unterbringung von vergewaltigten Frauen mit ihren Kindern und Angehörigen, weil bei vielen dieser Frauen akute Selbstmordgefahr besteht. – Welche Bedenken kommen unserem kroatischen Flüchtlingskommissar Davenko Tadić: «Sind das kroatische Frauen – oder muslimische?» Man muß sehr aufpassen, belehrt er uns, bosnische Frauen nicht in mehrheitlich kroatischen Dörfern unterzubringen... Ja, seufzen wir, schon wieder begreifen wir. Selbst das Komitee *Cap Anamur* soll kein Quartier für sein Team bekommen, weil es sich durch Zusammenarbeit mit der islamischen Organisation Roter Halbmond verdächtig gemacht hat.

Die kroatische Politik läuft in die falsche Richtung; sie läuft in ähnlichen Bahnen wie die serbische, mit dem wichtigen Unterschied, daß Serben, Muslime, Bosnier nicht mit roher Gewalt aus kroatischen Kommunitäten herausgeekelt werden, sondern auf sanfte Weise. Ich erkläre in Posušje, wo die Flüchtlinge aus Jaice und Travnik miserabel untergebracht sind, man sogar Hilfe im entscheidenden Moment von uns abgelehnt hat, um die Wohnungen für die Flüchtlinge nicht zu schön werden zu lassen (Karl Marx' Verelendungstheorie als Politik und Taktik erlebt in der Arbeit für ungeliebte Vertriebene und Flüchtlinge neue Auferstehung): «Wenn ihr Kroaten uns Deutschen immer wieder weismachen wollt, ihr gehört zu Europa, die Serben nicht, dann müssen ihr und wir wissen, Europa zeigt sich darin, daß man Menschen jeglicher Herkunft mit Freundlichkeit, Güte, mit *benignitas* begegnet.» Ich sage das lateinische Wort, weil auch der Pfarrer der Gemeinde dabei ist, einer Gemeinde und einer Kirche, die in der Ustascha-Zeit soviel Schuld und Verrat am Evangelium begangen hat wie die deutsche katholische Kirche. Daran zu erinnern, daran zu denken, ist in dieser Zeit des nationalen Aufschwungs nicht opportun.

Posušje – ein winziger Ort an der kroatisch-bosnischen Grenze, ursprünglich hat der Ort 5300 Einwohner, jetzt ist er zu

einer 25000-Flüchtlings-Agglomeration aufgebläht. Branko Leko vom örtlichen Roten Kreuz wandert durch Europa, um Hilfe zu erbetteln, aber er hätte vor Ort bleiben können. Die Hilfe wurde im September 1992 dort vor Ort in langen Konferenzen von allen Organisationen angeboten. *Cap Anamur* hatte in mehreren Sattelschleppern beheizbare Zelte und eine Großküche angeschleppt. Damals aber kam der Befehl aus Mostar, der Regierung der kroatischen Republik Herceg Bosna sowie aus Zagreb, nicht zu viel zu tun für die Flüchtlinge in Posušje, wegen des berüchtigten «pull factors». Um Flüchtlinge nicht anzuziehen, soll man die Angekommenen erst im Elend und Gestank versinken lassen, dann werden andere abgeschreckt: «Policy of deterrence», Politik der humanitären Abschreckung. Das Stichwort ist mir seit dem Süd-China-Meer und den ertrinkenden Bootsflüchtlingen vertraut. Die Devise lautet: besser nichts tun, denn wenn man ein Schiff schickt, das die Ertrinkenden rettet und ihnen einen Platz zum Überleben bietet, kommen vielleicht mehr Menschen auf die Idee, aus dem Verfolgerland zu fliehen. Und genau das muß verhindert werden.

Wir kommen in die offene Turnhalle, in der Hunderte von Menschen die Wintermonate aushalten müssen. Es hätten hier im September noch kleine Fertig-Baracken-Dörfer entstehen können. Die Dänen wollten diese bauen, die Deutschen wollten die Küchen und die hygienischen Einrichtungen hinstellen. Damals wollte man es nicht. Man schafft ein entsetzliches Flüchtlingsproletariat.

#### **Bosnien-Herzegowina – ein untergegangener Staat?**

Die Bosnier oder Muslime sind verloren. Niemand wagt es zu sagen, aber jeder Diplomat weiß es. Längst ist Bosnien-Herzegowina aufgeteilt zwischen Slobodan Milosevic und Franjo Tudjman. Wolfgang Koydl schrieb in der «Süddeutschen Zeitung» vom 17. Dezember 1992: «Die Nato steht nicht allein. Niemand wird mehr einen Finger rühren für Bosnien-Herzegowina. Es ist einfach zu spät dazu, und Diplomaten und Politiker haben diesen Staat daher längst abgeschlossen. Nur zugeben will man es nicht, schon gar nicht jetzt, wo das Fest der Liebe vor der Türe steht. Deshalb würden Europäer wie Amerikaner erleichtert aufseufzen, wenn der bosnische Serben-Führer Radovan Karadzic seine Ankündigung wahr machte, daß der Krieg in Bosnien von seiner Seite beendet werde. Dann würde über Weihnachten kein lästiger Waffenlärm an unsere Ohren dringen, und im neuen Jahr könnte man mit frischem Mut Verhandlungen über Bosnien beginnen. Die Grundlage gibt es schon: Landkarten, die von den Serben gezeichnet wurden, und die den Muslimen nur das eine oder andere Reservat zuweisen (...). Für die Bosnier indes scheint jede Hilfe zu spät zu kommen. Sie werden in die Liste jener Nationen aufgenommen, für die niemand einen Finger rühren wollte.»

Die kroatische Republik Herceg Bosna existiert schon lange mit allen Insignien eines Staates, der dann irgendwann in die Republik Kroatien eingegliedert wird. Ich muß nur die raffinierte Visitenkarte des Chefs der Regierung von Herceg Bosna lesen:

«Republika Bosna i Hercegovina  
Hrvatska Zajednica Herceg Bosna  
Hrvatsko Vijeće Obrane  
Dr. Jadranko Prlic  
Predsjednik Hrvatskog vijeća obrane»

Das alles sind die Indizien einer glänzenden Protokollstrategie: Der Staat existiert weiter, aber nur für die Völkerrechtler vergangener und künftiger Tage. Ansonsten gibt es nur diese kroatische Regierung in Mostar.

Die Serbische Republik des Radovan Karadzic existiert auch schon lange. Im Augenblick geht es um symbolisch besetzte Orte wie Tuzla, um Sarajevo natürlich, um Srebrenica, um Gradačac – das ist dann schon alles. Man sollte sich das neue

<sup>1</sup> Zur Geschichte und Religion von Bosnien-Herzegowina: R. Neudeck, Bosnien – Europäische Brücke zur islamischen Welt, in: Orientierung 56 (1992) S. 207–211.

Palästinenser-Problem innerhalb Europas schon richtig ausmalen. Einige junge Bosnier ziehen sich jetzt so an wie Mujaheddin: Wie eine Maskerade sieht es noch aus, aber wir werden noch spüren, was hinter der Maskerade stehen wird.

In der äußersten westlich-nördlichen Ecke, in Bihać, wird es eine Art Gaza-Streifen geben, dorthin fliehen schon jetzt Muslime aus allen Richtungen, weil dort ein UNPROFOR-II-Bataillon der Franzosen (1600 Mann) für etwas Sicherheit und Schutz sorgt. Ansonsten: Sarajevo wird fallen, wird entweder internationale Enklave oder Freistaat werden wie Danzig nach dem Ersten Weltkrieg. Bleibt noch Tuzla, eine Stadt, die es offenbar mit ihrem Hinterland als einzige mehrheitlich muslimische Stadt geschafft hat, sich zu organisieren, mit den Minderheiten zusammenzuleben – und zwar gewollt, nicht als Konzession. Der Bürgermeister Selim Bežlagić ist eine andere Statur als die Kriegsgewinnler in der Regierung des Alija Izetbegović, der auch zuviel in der Welt herumfährt, wie so viele Minister aus dieser Regierung, die viel zu lange Spesen im Hotel Intercontinental macht – in Zagreb. In Tuzla und Umgebung sollen es 850 000 muslimische und serbische wie kroatische Bosnier sein, die unter dem Schutz einer bosnisch-kroatisch-serbischen Armee (sogar zwei Prozent serbische Kämpfer sind beteiligt, 12 Prozent Kroaten) wie in einer Enklave leben. Tuzla lebt auch ökonomisch weiter, weil seine Salz- und Chemie-Fabriken arbeiten, die Konvois mit Salz und Chemie in Drei-, Vier-Tage-Fahrten via Zenica, Mostar und Split nach Zagreb gehen, dort in einer Art «barter trade» (Tauschhandel) gegen Nahrungsmittel getauscht werden. Jeden Tag geht ein Konvoi mit LKWs wie auch ein Bus von Zagreb diese schwierige Strecke – in Zenica müssen die Sattelschlepper auf Fünf- bis Zehn-Tonner umgeladen werden.

#### «Der Krieg ernährt den Krieg»

Zum Abschied gehen wir in Mostar nochmals in das Haus, in dem in grimmiger Kälte 1300 Flüchtlinge hausen. Auf den Fluren toben am Abend die Kinder, die wenigstens nicht die Sorgen der Väter und Mütter haben, denen jede Lebensperspektive fehlt. Auf den Fluren stinkt es, aus den türlosen Eingängen zu den miserablen Toiletten quillt der ätzende Urin- und Jauchegeruch. Der Vater einer Familie von drei Kindern berichtet mir seinen Fall, den das IKRK schon aufgenommen hat, bei dem es aber nichts tut. Drei seiner Kinder sind in dem Lager Nevesinje, das noch nicht zu denen gehört, die auf der Liste der UN-Observier-Gruppe von Tadeusz Mazowiecki stehen. Dorthin sind über 1000 Muslime verschleppt worden, inklusive Kinder und Frauen. Frauen und Männer wurden getrennt. Wieder kann ich diesem Mann nur sagen: «Ich kann nichts versprechen. Ich werde versuchen, diese Information in Deutschland an die große Glocke zu hängen.» Wir von Cap Anamur werden auch versuchen, ein eigenes Team von Deutschen zu installieren, damit die Flüchtlinge auch das bekommen, was in den riesigen Konvois hier ankommt, abgeladen wird – und dann in irgendein store-House und in das Kriegsgewinnlertum geht. Wieder ist diesen Tag die Flotte mit den blütenweißen UNHCR-LKWs eingetroffen, alles ist fein säuberlich in die Lagerhäuser gekommen. In der einen Flüchtlingsküche, die wir besucht haben, wird die Armee versorgt. Die Bewaffneten werden immer gut genährt: «Der Krieg ernährt den Krieg!» (Wallenstein)

«Ich habe eine richtige Sehnsucht nach dem alten Jugoslawien», sagt mir Farah Vlada, als wir kurz vor Weihnachten nachts von Mostar nach Split zurückfahren. «Als ich das letzte Mal von Hamburg heruntergefahren bin; als ich an die Slowenien-Grenze kam; als ich 96 DM zahlen mußte für ein vergessenes Dokument; als ich nach 20 Minuten Fahrt schon an die nächste Grenze kam; als nach der Grenze mir klar wurde, daß ich im Kassettenradio meinen serbischen Lieblingssänger hatte; als ich spürte, daß ich bei der nächsten Kontrollstelle auf-

## Vom Krieg in Europa

Ein Aufruf des Frauenliturgiekreises an der Katholischen Hochschulgemeinde Karlsruhe

Die Schreckensnachrichten vom Krieg in Europa beginnen, den Sperrgürtel zu berühren, den wir alle um unser Leben gelegt haben. Daß die Massenvergewaltigungen in Bosnien-Herzegowina nicht «bloße» Greuel des Krieges sind, und was hieße das, sondern daß sich hier politisches Kalkül mit so archaischen wie aktuellen patriarchalischen Strukturen und mit Verrohung, Feigheit und Gleichgültigkeit zu einer Gewalt verbindet, die Zehntausenden vor allem muslimischer Frauen in Bosnien auf grausamste Weise Leib und Leben zerstört, darüber konnte sich inzwischen jede und jeder von uns unterrichten.

Wir selbst leben als europäische Frauen gut und geschützt, in Sicherheit. Aber vor den Nachrichten über Massenvergewaltigungen und Vergewaltigungslager in Europa wird die Kruste porös. Die Hilflosigkeit unseres Zorns, unseres Entsetzens, unserer Trauer ist so bedrückend wie begründet. Soll sie das letzte Wort behalten?

#### Was wir von den Hintergründen der Vergewaltigungen wissen:

In stark patriarchalisch strukturierten Gesellschaften wie der serbischen und jener der bosnischen Muslime zielt die Vergewaltigung und Schwängerung einer Frau durch einen fremden Mann auf deren rechtmäßiges Haupt bzw. deren Vormund, auf den Ehemann, Vater oder Bruder der Frau. Die Vergewaltigung der Frau ist eine Botschaft von Mann zu Mann. Es ist der Mann, dessen Beleidigung und Kränkung beabsichtigt wird; die Demütigung und Qual der Frau ist das leicht gewählte, naheliegende Mittel; und der vergewaltigende Mann ist auch hier nicht «Triebtäter».

In einer solchen stark patriarchalisch organisierten Gesellschaft ist eine vergewaltigte Frau nicht nur individuell in ihrer leiblichen und seelischen Integrität verletzt und zerstört; sie ist auch sozial vernichtet und ortlos. Denn durch sie wurde der rechtmäßig über sie verfügende Mann beleidigt, wurden Familie und Sippe entehrt; ein Kind, das aus der Vergewaltigung hervorgeht, ist vater- und rechtlos. Mit der systematischen Vergewaltigung und Schwängerung muslimischer Frauen in Bosnien wird die Integrität und Fortexistenz ihrer ethnischen Gruppe von innen heraus bedroht.

#### Was wir tun können:

Wir können nicht ermessen, wie weit innerhalb einer solchen psychosozialen Plausibilitätsstruktur und angesichts des ungemessenen Leidens der vergewaltigten und oft von ihren Angehörigen und von sich selbst verachteten Frauen medizinische und psychotherapeutische Hilfen zu reichen vermögen.

Aber daß wir – möglichst sachkundige und respektvolle, möglichst bewegliche und behutsame – Versuche zu helfen machen bzw. unterstützen müssen, scheint uns fraglos.

▷ Wir rufen deshalb dringend zur finanziellen Hilfe für die Frauen auf. Spendenkonto: Komitee Cap Anamur, «Frauen aus Bosnien», Stadtparkasse Köln, Kontonummer 2 222 222, BLZ 370 50198.

▷ Wir rufen unsere Politiker und Politikerinnen dazu auf, Frauen, die Opfer des Krieges in Europa wurden, die Grenzen unserer Länder nicht zu verschließen.

▷ Wir rufen auf, Vergewaltigung im Krieg nicht aus den Augen zu verlieren, auch wenn sie aus den Schlagzeilen verschwunden sein wird. Sexuelle Gewalt im Krieg muß als Kriegsverbrechen geächtet werden.

▷ Als Frauen, die im Inneren des europäischen «cordon sanitaire» leben, wissen wir, daß wir auf der Seite der Zuschauer/innen/Mittäter/innen stehen, nicht auf der Seite der Opfer.

Dennoch, und gerade darum, rufen wir zur Sensibilität auf für menschenverachtende, für im besonderen frauenverachtende, lebensfeindliche patriarchalische Strukturen auch in unserer eigenen gesellschaftlichen Lebenswelt, in unserem eigenen Fühlen; Denken, Handeln.

passen mußte, diese Kassette vorher herausziehen mußte, da wurde mir klar: welche Tragödie mit dem Ende Jugoslawiens über uns gekommen ist. Viele», fügt Farah hinzu, «denken mittlerweile so, aber die meisten wagen es nicht mehr zu sagen!» Am Abend vorher hatten wir im kroatischen Fernsehen eine Weihnachtsfeier der kroatischen Armee gesehen, in der ein dicker General andauernd von «kroatischer Moral», von kroatischer Armee-Ehre sprach, ein Bläserchor in Uniform – wie zur Truppenunterhaltung – «Stille Nacht, heilige Nacht» blies. Es war ästhetisch abschreckend.

Aber das alles sind eher Stilfragen im Verhältnis zu den andauernden Massenverbrechen, die geschehen. In Europa und den USA wird andauernd von einem zweiten Nürnberg-Tribunal gesprochen. Die Politiker – wie Hans Dietrich Genscher, wie Lawrence Eagleburger – wissen und ahnen nicht, daß Hunderttausende von Menschen in Bosnien, in Sarajevo, in Trnopolje, in Bijeljina, im Sandžak, im Kosovo auf ihr Wort bauen. Ich habe eine Menschenrechtsgruppe in Peć, im Kosovo kennengelernt, die einen riesigen Aktenordner mit den genauesten Evidenz-Informationen über Menschenrechtsverletzungen in ihrer 60000-Einwohner-Stadt in einer weit entfernten Erdhöhle gelagert hat, vorsorglich das Buch imprägniert hat. Mir wurde es gezeigt. «Das wird für den Welt-Prozeß gegen die Kriegsverbrecher aufbewahrt, den Hans Dietrich Genscher versprochen hat!» Ich hoffe immer, unsere Politiker wissen um die Erwartungen, die sie geweckt haben.

In «Le Monde» (9. 12. 1992) lese ich die Ankündigung des «zweiten Nürnberg-Tribunals» durch den US-amerikanischen Außenminister<sup>2</sup>. Er nennt unter den potentiellen Angeklagten den serbischen Präsidenten Slobodan Milosevic; den Chef der bosnischen Serben, Radovan Karadzic; den Chef der Armee des bosnischen Serbien, General Ratko Mladic;

Zeljko Raznjatovic, dessen «Tiger»-Milizen die ethnische Säuberung mit unbeschreiblicher Brutalität in Zvornik (wo es auch zu systematischen Massenvergewaltigungen von Hunderten von bosnischen Frauen und minderjährigen Mädchen kam), in Srebrenica, Bratunac und Grobnica durchführten und an die 3000 Zivilisten in der Nähe von Brčko umbrachten; Vojislav Seselj, den Führer der serbischen Tschetniks, dessen «Weiße Adler»-Truppen den traurigen Ruf der brutalsten Rambos selbst innerhalb Serbiens haben, dessen Verbrechenliste in den bosnischen Städten und Dörfern kaum noch ergänzt werden kann, so lang ist das Register mittlerweile; Drage Prcać, den Kommandanten des Todeslagers Omarska, wo es zu Massenexekutionen und Massenfolterungen kam; Adam Delic, den Kommandanten des Todeslagers von Celibici, wo im August 1992 15 Serben zu Tode geschlagen wurden; Borislav Herak, einen bosnischen Serben, dessen Mordregister mit Evidenz bereits auf 230 ermordete muslimische Bosniaken angeschwollen ist;

«Adil» und «Arif», zwei prominente Mitglieder einer kroatischen Miliz, die an die 50 serbische Frauen und Kinder im August 1992 erschlagen haben (Mitglieder der berüchtigten HOS, der in der Ustascha-Tradition stehenden, zwar offiziell verbotenen, aber weiter geduldeten para-militärischen Miliz. Lawrence Eagleburger hat in derselben Erklärung als behandlungswürdige Themen für das «zweite Nürnberg-Tribunal» für Verbrechen gegen die Menschheit vorgeschlagen:

die Belagerung von Sarajevo seit April 1992 – die täglichen Beschießungen mit Hunderten von Ermordeten;  
die ständige Blockierung von humanitärer Lieferung und Hilfe und die bewußt in Kauf genommenen Todesopfer aufgrund unterlassener oder zu spät gekommener Hilfe;  
die Zerstörung von Vukovar durch die Serben im Jahr 1991; den unaufhörlichen Terror, der gegen die verbliebenen 30000 Muslime in Banja Luka ausgeübt wird;

die unmenschliche Behandlung der zu Unrecht gefangen gesetzten Kroaten und Muslime in den *detention camps* (Internierungslager) von Manjača, Banja Luka, Brčko, Prnjavor, Omarska, Keraterm, Prijedor, Trnopolje, in Kozarac; das Massaker an zirka 200 Muslimen durch die serbische Polizei in der Nähe von Varjanta in den Bergen von Vlasica; die Massen-Exekution von 2000 bis 3000 Muslimen, Männern, Frauen, Kindern in einer Schweinefleischfabrik in der Nähe von Brod durch irreguläre serbische Milizen;  
die Exekution von etwa 100 Muslimen im Juni 1992 durch serbische Einheiten in Bosanski Brod;  
die Erschießung von 56 Muslimen im Juni 1992 in Grbavci, in der Nähe von Zvornik, am 16. Mai 1992;  
die Ermordung von 300 Muslimen durch kroatische Milizangehörige im Oktober 1992 in Prozor;  
vom 24. bis 26. September 1992 haben Muslime von Kamenica mehr als 60 Serben, Soldaten und Zivilisten, abgeschlachtet. Diese Liste von Evidenzfällen für das «zweite Nürnberger Tribunal» zeigt deutlich, wie mittlerweile der Krieg den Krieg, aber auch Kriegsverbrechen weitere Kriegsverbrechen zeugen. So gibt es Opfer des Greuels und der Verwüstung auf allen Seiten. Nicht berührt davon ist die furchtbare Tatsache, daß die serbische Seite die Hauptmasse solcher Verbrechen, Massen-Erschießungen, Massen-Vergewaltigungen auf ihrem Konto hat. Als Deutscher kann ich erahnen, welche Arbeit es für das serbische Volk in Zukunft bedeuten wird, sich von diesem Loch und Abgrund, von dieser Schmach und weltweit bekanntgewordenen Schande wieder zu befreien.

Das bisher Nicht-Dagewesene sind die systematischen Frauen-Vergewaltigungen und Empfängnis-Erzwingungen. Es gibt kleine Bordells für Kriegszwecke, meist ehemalige Motels und Hotels, in denen Frauen und junge Mädchen bis zur Schwangerschaft und dabei so lange festgehalten werden, daß sie nicht mehr abtreiben können.<sup>3</sup> Diese Frauen werden einen zweiten Karfreitag noch erleben: Die Vergewaltigungen war der eine, die Niederkunft wird der zweite sein. Drei Tage vor Weihnachten rannte eine Frau ohne Angabe ihrer Adresse aus der Klinik in Zagreb und ließ ihr «Tschetnik-Baby» dort liegen. Von diesen Babys wird es Hunderte, wenn nicht Tausende geben. Der oberste islamische Würdenträger in Zagreb, der Re'iz ul-'ulemā' hat den vergewaltigten Frauen sichtbar geholfen. Er hat sie zu «Heldinnen» des Krieges erklärt, die sie die härtesten Opfer und Schmerzen aushalten mußten und dabei unter der Last der Schmach nicht zusammengebrochen sind. Ich wurde einen Tag vor dem serbisch-orthodoxen Weihnachtsfest in einem Kellerloch in Sarajevo – kalt und naß, Ratten huschten über vereiste Heizungsrohre – Zeuge einer bewegenden Szene. Die Eltern von zwei kleinen Kindern, denen ich verschämt ein paar Bonbons zuschob, erzählten freimütig, die Frau sei vergewaltigt worden und nun schwanger. Man konnte trotz der Düsterteit des Rattenlochs den schwangeren Bauch der Frau erkennen. Da keifte regelrecht die Chefin der Suppenküche, die uns in das Souterrain geführt hatte zu der allerärmsten: «Dann mußt Du das Baby gleich erwürgen» – «Nein», verneinte die Frau mit dem Kopf. Ihr Mann Sead, einziger Überlebender von vier Brüdern, stimmte seiner Frau zu. Eine ähnliche hilfreiche Erklärung der katholischen Kirche den Frauen – auch den katholischen Kroatinnen von Vukovar und anderen Orten – gegenüber steht noch aus. Daß der Caritas-Präsident Msrg. Stankovic im Zagreber Fernsehen nur zu sagen wußte, «Den Frauen, die durch Vergewaltigungen solches durchgemacht haben, sollte man ersparen, daß sie auch noch zu Mörderinnen werden» haben Frauen, mit denen ich sprach, nicht als hilfreich empfunden, sondern als bewußtlose Wiederholung einer unseligen Drohherrschaft – und das auch noch zur Weihnachtszeit.

Rupert Neudeck, Troisdorf b. Köln

<sup>3</sup> Die vier Genfer Abkommen von 1949 zum humanitären Völkerrecht und das Erste Zusatzprotokoll von 1977 bieten die Basis, um Vergewaltigungen von Frauen im Krieg als Kriegsverbrechen zu ahnden (Vgl. Horst Fischer, Verbrechen ohne Richter, in: Die Zeit vom 11. Dezember 1992, S. 14).

<sup>2</sup> Le Monde vom 9. und 18. Dezember 1992.

# Menschenrechte in der islamischen Diskussion

Als die Vollversammlung der Vereinten Nationen nach 1945 die Erklärung über die Menschenrechte verabschiedete, lehnte neben der Sowjetunion und anderen Staaten des Ostblocks auch Saudiarabien diese Charta ab. Der fundamentalistische Staat auf der arabischen Halbinsel hatte der Festschreibung der Religions- und Meinungsfreiheit nicht zustimmen können. In der Folgezeit kam es dann innerhalb der verschiedenen internationalen islamischen Organisationen zu Bemühungen um die Formulierung einer eigenen islamischen Menschenrechtserklärung. Unterschiedliche Versionen wurden diskutiert. In diesen Entwürfen zu den Erklärungen wurden das Verbot der Diskriminierung der Menschen aufgrund ihrer Rasse, das Prinzip der Gleichheit aller Menschen vor dem Gesetz, das Recht auf Unverletzlichkeit des Lebens und des Eigentums, das Recht der Armen auf den Überschuss der Begüterten, das Recht auf Ausbildung und das Recht auf Schutz vor gesundheitlicher Gefährdung festgeschrieben. Auch die Religions- und Meinungsfreiheit wurde in diesen Deklarationen genannt. Schließlich einigte man sich auf fünf Punkte, die seit einigen Jahren als eine allgemein akzeptierte islamische Menschenrechtserklärung gelten: Recht auf Leben; Recht auf Religion, Recht auf Verstand (darunter ist das Recht auf freie Meinungsäußerung zu verstehen), Recht auf Familie, Recht auf Besitz. Von offiziellen Erklärungen kann dabei insofern keine Rede sein, als die Bemühungen um die Etablierung einer für Muslime allgemein verbindlichen theologischen und rechtlichen Institution in der islamischen Welt erst ganz am Beginn stehen. Innerhalb der islamischen Gelehrtenschaft hat es von Anfang an Diskussionen um die Frage gegeben, auf wen diese Rechte anzuwenden sind, beziehungsweise wer sie einzuklagen in der Lage ist. Unabhängig voneinander ist dieser interne Konflikt innerhalb des Jahres 1992 an drei Orten in Deutschland bei wissenschaftlichen Kolloquien thematisiert worden, so daß ein genauerer Stand der innerislamischen Diskussion dokumentiert werden kann.

Den Anfang machte das Kolloquium «Christen und Muslime in der Verantwortung für eine Welt- und Friedensordnung» am 30. und 31. Januar an der Hochschule Sankt Georgen in Frankfurt, dessen Erträge in der Redaktion von *Georg Stoll SJ* inzwischen als 3. Sankt Georgener Symposium 1992 vorliegen. Die Geschichte der islamischen Menschenrechtserklärungen wird hier in einem Beitrag von Martin Forstner ausführlich dokumentiert.<sup>1</sup>

Das Deutsche Orient-Institut Hamburg veranstaltet regelmäßig Tagungen des deutsch-iranischen Gesprächskreises. Bei dem dritten Treffen, das zwischen dem 21. und 24. September in Hamburg stattfand, hieß das Thema: Die Menschenrechte zwischen Universalitätsanspruch und kultureller Bedingtheit. Wenige Wochen später, vom 4. bis 6. November, veranstaltete die Katholisch-Theologische Fakultät der Universität Münster/Westf. auf Anregung des Leiters des Seminars für Religionswissenschaften, *Adel Theodor Khoury*, ein Kolloquium mit dem Thema «Gerechtigkeit und Friede aus christlicher und islamischer Sicht». Auch wenn bei diesem christlich-islamischen Dialog die Frage der Menschenrechte nicht von vornherein ausdrücklich thematisiert worden war, spielte sie in den Diskussionen doch eine bedeutende Rolle.

## Gottesrechte versus Menschenrechte

Auf der Hamburger wie auf der Münsteraner Tagung wurde deutlich, daß die Frage nach dem islamischen und dem west-

lich-säkularen Menschenbild der Frage nach den Menschenrechten vorausgeht. Da dieses Menschenbild sehr unterschiedlich gezeichnet wird, mußte auch die Frage nach den Menschenrechten verschiedene Antworten finden. In Hamburg hatte *Mohammad Javad Holati Kermani* festgestellt, daß der Koran, als die höchste Autorität für die Muslime, davon ausgeht, daß alle Menschen Kinder Adams sind. Ihnen kommt eine besondere Würde zu, die sie vor der übrigen Schöpfung auszeichnet; denn sie sind «Statthalter Gottes auf Erden». Der iranische Gelehrte bezeichnete die im Koran ausgedrückte Gleichheit der Menschen hinsichtlich ihrer Universalität allerdings nur als eine potentielle, die in unterschiedlichen Graden verwirklicht werden und unter bestimmten Umständen auch ganz verlorengehen kann. Deshalb müßten Muslime und Nicht-Muslime in einem islamischen Staat einen verschiedenen Rechtsstatus haben. Noch schärfer äußerte sich *Hossein Mehrpour*, ein Rechtsgelehrter, der bis vor kurzer Zeit noch dem «Wächterrat» im Iran angehört hatte. Bei dieser Institution handelt es sich um eine Gruppe von Rechtsgelehrten, die alle vom iranischen Parlament beschlossenen Gesetze und Entscheidungen auf ihre Übereinstimmung mit dem islamischen Recht überprüfen und im gegebenen Fall das Inkrafttreten eines Gesetzes verhindern können. Er meinte, daß die Freiheit des Menschen ihre Grenze nicht bei der gleichen Freiheit eines anderen Menschen finde, sondern vielmehr durch die unantastbare Wahrheit der göttlichen Offenbarung begrenzt sei. Da der Mensch aber sündig und schwach ist, müsse er vor Irrtum und Laster auch durch die Machtmittel des islamischen Staates bewahrt werden. Wahre Freiheit sei nur im Gehorsam gegenüber Gottes Geboten und in der Ergebung in die Allmacht Gottes möglich. Den Menschen mit staatlicher Macht vor Irrwegen zu schützen, sei demnach ein Akt der Befreiung. Eine entgegengesetzte Position vertrat der Teheraner Rechtsprofessor *Mahmud Kashani*, der meinte, daß Menschenrecht nicht nur eine Grenze für die Staatsgewalt darstellen, sondern die Staatsgewalt erst rechtsethisch begründen. Noch deutlicher äußerte sich der Teheraner Philosophieprofessor *Abdol-Karim Soroush*. Er meinte, daß es eine Konkurrenz zwischen Menschenrechten und Gottesrechten, wie sie von Mehrpour konstatiert worden war, nicht geben könne. Gott, als der Allmächtige, habe es nicht nötig, seine Rechte durch Menschen schützen zu lassen. Der Staat hat danach die Aufgabe, das Zusammenleben der Menschen in einer Gesellschaft nach menschenrechtlichen Gesichtspunkten zu ordnen. Soroush meinte, daß religiös begründete Diskriminierungen genau so verwerflich wie die rassistischen Diskriminierungen von Menschen seien. Aus den weiteren Diskussionsbeiträgen wurde deutlich, daß sich diese Meinung innerhalb der iranischen Gruppe eindeutig in einer Minderheitsposition befand.

## Koran und Überlieferungen des Propheten

Die innerislamischen Diskussionen in Hamburg hatten zwischen Vertretern der schiitischen Form des Islam stattgefunden. Der Anteil dieser Konfession an der Gesamtzahl der Muslime auf der Welt beträgt aber nur zirka sechs Prozent. Von einer für die islamische Haltung zur Menschenrechtsfrage repräsentativen Gruppe kann also nicht die Rede sein. Wie sich die sunnitische Mehrheit der Muslime in dieser Frage artikuliert, wurde in Münster deutlich. Bei dem Kolloquium in der westfälischen Universitätsstadt wurde die Frage der Menschenrechte im Rahmen der Diskussion um die Frage der Gerechtigkeit aktuell, als der Dekan der theologischen Fakultät der Azhar-Universität in Kairo, Prof. Dr. *Mahmoud Zakzouk* – die Azhar-Universität ist wohl die bedeutendste theologische Hochschule in der sunnitischen Welt –, die Frage der Universalität der islamischen Menschenrechtserklärung ein-

<sup>1</sup> M. Forstner, Zur Diskussion über die Menschenrechte in den arabischen Staaten, in: L. Bertsch, H. Messer, Hrsg., Christen und Muslime in der Verantwortung für eine Welt- und Friedensordnung. (3. Sankt Georgener Symposium 1992.) Stiftung Hochschule Sankt Georgen, Frankfurt/Main 1992, S. 49–94.

deutig positiv beantwortete. Auf der Grundlage verschiedener Koranstellen plädierte er dafür, die fünf Punkte der islamischen Menschenrechtserklärung als allgemein gültig anzuerkennen. Dabei bezog er sich vor allem auf Sure 4, 1. Dort heißt es: «O ihr Menschen, fürchtet euren Herrn, der euch aus einem einzigen Wesen erschuf, aus ihm seine Gattin erschuf und aus ihnen beiden viele Männer und Frauen entstehen und sich ausbreiten ließ.» Damit nehmen alle teil an der gleichen Menschlichkeit. Prof. Zakzouk erklärte die festzustellende Verschiedenheit der Menschen ebenfalls aus dem Koran, Sure 49, 13: «O ihr Menschen, Wir haben euch von einem männlichen und einem weiblichen Wesen erschaffen, Wir haben euch zu Verbänden und Stämmen gemacht, damit ihr einander kennenlernt.» Die Menschen sollen durch alle Verschiedenheit hindurch im anderen Menschen die Menschlichkeit erkennen, die ihrer eigenen gleich ist. Die allgemeine Verbindlichkeit der islamischen Menschenrechtserklärungen leitete der ägyptische Gelehrte auch von dem Prinzip der Gerechtigkeit her. Aus vielen als authentisch anerkannten Prophetenüberlieferungen sei bekannt, daß Muhammad gerecht gegenüber jedermann gewesen sei. Er habe sich dabei auf vier Gebote des Koran gestützt, nach denen man erstens gerecht auch gegenüber sich selbst, seinen Eltern oder nahen Angehörigen handeln solle (Sure 4, 135). Zweitens dürfe kein Unterschied zwischen Armen und Reichen, Mächtigen und Einflußlosen, Starken oder Schwachen gemacht werden (Sure 4, 48). Man müsse des weiteren auch gegenüber Menschen, die man haßt, Gerechtigkeit walten lassen (Sure 5, 8). Keinen Zweck aber habe es, sich mit seinen Feinden und den Feinden Gottes zu befreunden (Sure 60, 1). Diese Feststellung wollte Dr. Zakzouk jedoch nicht als Aufruf zu einem parteiischen Denken verstanden wissen. «Im Gegenteil, wir haben prinzipiell alle

Menschen mit Gerechtigkeit und Freundlichkeit zu behandeln.» Er bezog sich dabei auf Sure 60, 8–9, wo es heißt: «Gott verbietet euch nicht, denen, die nicht gegen euch der Religion wegen gekämpft und euch nicht aus euren Wohnstätten vertrieben haben, Pietät zu zeigen und Gerechtigkeit angedeihen zu lassen. Gott liebt ja die, die gerecht handeln./Er verbietet euch, die, die gegen euch der Religion wegen gekämpft und euch aus euren Wohnstätten vertrieben und zu eurer Vertreibung Beistand geleistet haben, zu Freunden zu nehmen . . .» Diese Aussage von Prof. Zakzouk über die globale Verbindlichkeit der islamischen Menschenrechtsdeklaration stellt eine bemerkenswerte und in dieser Form von Autoritäten des sunnitischen Islams bisher noch nicht geäußerte Position dar. Auf die Frage, inwieweit seine Position denn als authentisch angesehen werden könne, meinte Prof. Zakzouk, daß er sich bei seinen Ausführungen ausschließlich auf den Koran stütze. Daher könne man seine Position auf keinen Fall als unislamische bezeichnen. Die übrigen muslimischen Teilnehmer widersprachen ihm dabei nicht, sondern unterstützten seine Position.

Die verschiedenen Diskussionen zeigen, daß die Frage der Menschenrechte unter Muslimen von bemerkenswerter Aktualität ist. Man gewinnt allerdings manchmal den Eindruck, daß die Diskussion der islamischen Seite aufgezwungen worden ist. Das bedeutet, daß ein Teil der Muslime die Auseinandersetzungen und Fragen nach den Menschenrechten im Islam als eine Form des westlichen Kulturimperialismus interpretieren und damit ablehnen kann. Es wird sich herausstellen, ob die gesellschaftliche Entwicklung in den verschiedenen Staaten der islamischen Welt zur inneren Notwendigkeit der Anerkennung der Menschenrechte führen wird.

Peter Heine, Senden

## «... es gibt Zeiten, stärker als der eigene Wille»

Rede vom Holocaust fünfzig Jahre danach

Am 14. Juni 1992 gedachten in Bonn etwa hundert Menschen der Verschleppung von 376 Juden aus Bonn und Umgebung vor genau fünfzig Jahren. Briefe der Deportierten wurden vorgelesen. Das Zitat vergegenwärtigte die Zeit ihrer Hoffnung auf Emigration, die Zeit der Zwangsarbeit für eine heute noch existierende Bonner Firma, letzte Grüße, Versuche eines Trostes an Angehörige wenige Minuten vor der Deportation. Nur sieben kamen zurück. Frau *Waldmann* ist eine von ihnen. Sie war anwesend. Anwesend war auch Herr Minister D., der in seiner Eröffnungsansprache auf einen Gedenkband verwies, der nun fünfzig Jahre nach diesen Ereignissen wissenschaftlich ausleuchten soll, was geschah.

Die letzten Zeitzeugen sind hochbetagt, ihre Erinnerung wird Geschichte: Das Reden von dieser Zeit findet neue Formen, das Reden aus dieser Zeit ist nur noch wenigen möglich. Die wissenschaftliche Betrachtung versteht vergleichend und damit vergleichgültigt sie qua Methode jedes Ereignis. Das individuelle Schicksal verschwindet als Fall in der generalisierenden Aussage.

Die Opfer des Dreißigjährigen Krieges sind erneut Opfer geworden in der spezifischen Form wissenschaftlichen Vergessens in der Historie. Daß dies nicht mit den Opfern der Schoah geschehen dürfe, bedeutet in meinen Augen die Mahnung zur Erinnerung und darin die umstrittene Position, daß die Schoah ein nicht kompatibles Ereignis in der Geschichte ist und deshalb einer eigenen Form des Gedenkens bedarf: der Erinnerung.

Erinnern ist eben nicht wissenschaftliche Reflexion, sondern bedeutet: inne werden dessen, was geschehen ist. Ob wissenschaftliche Reflexion auch dazu führen kann, gälte es zu bedenken. Individuelle Spurensicherung, die dem Zitat Raum

gibt – das Anliegen der Geschichtswerkstätten –, ermöglichen es eher. Mit zeitlichem Abstand wird es immer schwerer, wissenschaftliche Vergleichgültigung zu vermeiden. Wer wissenschaftliche Reflexion außer acht läßt, setzt sich zu Recht dem Vorwurf aus, sich naiv und darin mißbrauchbar der Illusion von Unmittelbarkeit hinzugeben.

In jeder Zeit stellt sich die Frage neu, wie von der Schoah zu reden sei. Drei sehr verschiedene Formen seien im folgenden vorgestellt: Veröffentlichungen, die die Schoah neu ins Gedächtnis rufen und darin reflektieren, daß ihre Folgen bis in die Gegenwart reichen, und die damit jeweils auch Versuche sind, das spezifische Vergessen in der Geschichtswissenschaft aufzuhalten.

### Individuelle Spurensicherung

*Susanne Heenen-Wolff* hat in ihrem Buche «Im Hause des Henkers» Gespräche geführt: Gespräche mit Juden, die nach ihrer Befreiung aus dem Konzentrationslager in Deutschland geblieben sind, Juden aus Rumänien, Ungarn, Polen, Rußland, auch Juden aus Deutschland. Es sind Menschen aller Schichten: Ein Rechtsanwalt, ein Immobilienmakler, ein Lebensmittelhändler, ein ehemaliger Strafhäftling, eine Pädagogin, ein Sozialarbeiter, Hausfrauen. Dank der Form des Interviews kommen auch jene zu Wort, die vermutlich nie Memoiren schreiben würden. Und zu diesen Lebenserinnerungen gehören nicht nur die Erinnerungen an Deportation und Lager. Zu erzählen haben sie von einem Leben als Überlebende in Deutschland. Tag für Tag blieb die Schoah in diesem Leben Wirklichkeit.

<sup>1</sup> Susanne Heenen-Wolff, Im Haus des Henkers, Gespräche in Deutschland, Frankfurt 1992.

Einige kamen bewußt nach Deutschland zurück, wie *Sophie Marun* (Jg. 1910) aus Wien. Die Tochter eines Rabbiners hatte schon vor dem Krieg mit dem Studium begonnen, bei *Mannheimer, Tillich, Horkheimer* und *Pollok* gehört. Aus ihrer Emigration, in die sie dem Sohn eines bereits 1934 ermordeten Reichstagsabgeordneten der SPD gefolgt war, waren sie und ihr Mann aus politischer Überzeugung in die sowjetisch besetzte Zone gegangen. Gehofft hatte sie, die Pädagogin, auf Chancen der Erziehung, eine Hoffnung, die sich nicht erfüllt hat. Aber auch heute noch bedauert sie nicht, sich für die DDR entschieden zu haben. Der Wiedervereinigung steht sie – wie alle jüdischen Interviewpartner aus der ehemaligen DDR – sehr skeptisch gegenüber.

*Kurt Borzik* (Jg. 1926) verwirklichte 1968 seinen Schwur von 1952, er werde die ČSSR verlassen, würde sich je eine Restalinisierung abzeichnen. Die meisten aber sind als DPs in Deutschland geblieben. Jeder von ihnen hatte den Plan, Deutschland zu verlassen, aber dazu gehörte nicht nur Mut, «da gehört doch eine Kraft dazu» (183). «Wir sind also geblieben, ein Jahr, noch ein Jahr, und noch ein Jahr... aber heimisch hab ich mich nie gefühlt» (58f.). «Ich muß Ihnen sagen, daß ich selber Gegner der Leute bin, die in Deutschland geblieben sind. Ich hätte mir auch nicht vorstellen können, daß ich selber in Deutschland bleibe. Aber manchmal gibt es so Schicksale, die einen Menschen dazu bewegen» meint *Isak Wasserstein* (Jg. 1921) aus Warschau, jetzt in München. «Wir waren beide krank, sie hatte mit dem Herzen zu tun, schwer zu tun, und so haben wir es immer wieder verschoben. Solange man nicht irgendwo raus muß, soll man bleiben. Es ist, und das betone ich selber (...), und meine Frau wiederholt es noch heute zweimal am Tag, nicht moralisch gewesen dazubleiben und heute nicht moralisch, da zu sitzen (...). Aber wissen Sie, es gibt Momente, es gibt Zeiten, die stärker sind als der eigene Wille.» (186) Das Leben war nach der Befreiung ja noch nicht wiedergewonnen: «Ich kannte die Sprache nicht richtig, es gab keine Zukunft, es gab keine Verwandtschaft, es gab überhaupt keine Bindungen. Es gab nur den Schrecken vor dem Morgen, wie geht es weiter?» (183)

Erst in der Lektüre dieser Gespräche wurde mir ganz deutlich: Viele der heute noch lebenden Zeitzeugen waren Kinder, als die Verfolgung begann, sie mußten die Schule abbrechen, standen nicht nur verwaist und gesundheitlich schwer beeinträchtigt nach ihrer Befreiung da: «1945 wußte ich, wie man im Ghetto lebt, wie man im Lager lebt und wie man in einer Munitionsfabrik arbeitet» (172); «Meine Universität war das Leben» (248). Nicht allen ist es gelungen, diesen unterbrochenen Bildungsgang wieder aufzunehmen, ihnen blieb ein Leben harter Arbeit.

### Leben nach der Schoah

Heimat hat in Deutschland keiner gefunden. Die Ehepartner waren fast ausnahmslos auch ehemalige Häftlinge. «Man war allein, und da haben wir geheiratet.» (58) Viele sind früh verwitwet: Späte Folge der Zeit im Konzentrationslager. Mir fällt auf, daß die Fragen nach dem, was ihnen denn geschehen sei, sie alle erst im Rentenalter erreichten. Den Überlebenden galt kein Interesse. «Ach, der Rolf ist wieder da», sagte die Nachbarin, als Rolf K. sein elterliches Haus in Gera aufsuchte: Mit acht Jahren war er deportiert worden, die Nachbarin bat ihn nicht herein, weil ihre Gardinen gerade gewaschen würden. «Hans, biste wieder da, schön!» hörte ein anderer. Er kam nicht zum Erzählen, der Satz: «Ja, wir haben auch gelitten» (73) schnitt ihm jedes Wort ab.

Die meisten sehen in Israel ihr Land, nur eine verließ es mit ihrem Mann, einem Sabra, weil sie nicht neuen Unfrieden ertrug. Wenige erzählen von nichtjüdischen Freunden, doch keiner hat die Bitte abgelehnt, vor Schülern oder in Pfarreien von den eigenen Erfahrungen zu berichten. Daß sie noch leben, ist ihr Sieg über die Nazis. In Kriegsverbrecherprozes-

sen aussagen zu können, ist ein Sinn, überlebt zu haben. Den heute Lebenden zu berichten, was geschehen ist, ist ihnen Pflicht eingedenk derer, die nicht mehr leben. Dieses Erzählen fällt aber schwer, denn sie alle sind noch überwältigt von dem, was ihnen geschehen ist. «Ich gehe damit schlafen, ich wache damit auf» (153). Während in Deutschland wieder zu mißlingen scheint, schuldhaftes Vergangenes auf der Täterseite zu bearbeiten, ist den jüdischen Überlebenden Trauer unentrinnbar abgenötigt: Jeder betont, wie ihn im Alter die Erinnerungen einholen. «Je älter man wird, desto mehr spürt man es. Man kann es einfach nicht fassen» (160). Die Träume lassen sie nachts schreiend auffahren. «Ich werde mit der Welt nicht mehr fertig» (160). Die wenigsten erzählen von diesen Erfahrungen. Viele haben nicht einmal ihren Kindern erzählt. In den Interviews nennen sie Daten ihres Lebens aus der Zeit der Verfolgung, erst aus der späteren Zeit erzählen sie. Es wird viel geweint in den Gesprächen. Thema des Buches sind nicht die Erfahrungen während der Verfolgung allein, es ist das Leben nach diesen Erfahrungen in Deutschland.

Die Einsamkeit war grenzenlos. Wie viele sind die einzig Überlebenden ihrer Familie. «Das Schlimmste war nach der Befreiung, daß man sich immer gefragt hat: Wofür? Wen hast Du noch?» (61). Der Verlust ist nur noch den Älteren aus eigener Erinnerung präsent.

«Wir haben unser Leben gehabt, das Schtetl, das jüdische Schtetl mit seinen Eigenschaften, seinen Eigentümlichkeiten, mit seinem Klang seinem Gesang, mit seinem Rhythmus, mit den Familien!

Der Schabbes!

Wissen Sie was ein Schabbestisch ist?

Die Mutter hat eine Tischdecke aufgelegt, die war blauweiß irgendwie und die war gebügelt mit so richtig scharfen Kanten, und meine Mutter hat sechs Kerzen hingestellt, Leuchter, und die Kinder haben um den Tisch gesessen (...). Es ist eine Heiligkeit, die untergegangen ist!» (*Moses Gercek*, Jg. 1915, aus Numce/Polen. [30f.]

Den Jüngeren fehlen diese Erinnerungen, selbst die Erinnerung an die Eltern, kein Bild hilft der Erinnerung nach, kein Verwandter kann erzählen, was man in späteren Lebensphasen gern über die eigene Herkunft erfahre. Es ist niemand mehr da.

Die Schoah bestimmt das Leben derer, die sie überlebt haben, bis heute und dieses Leiden ist Gegenwart. Während die Zeitzeugen nach ihren Erlebnissen 1933 bis 1945 befragt wurden, verlor man aus dem Auge, daß auch in ihrem jetzigen Leben der Holocaust noch präsent ist. Nur sie können von dieser Wirklichkeit berichten, noch.

### Texte erzeugen Wirklichkeit

Nicht das Geschehen, sondern die Bedeutung des Geschehens für die, die davon berichten, ist auch Gegenstand der Untersuchung von *James E. Young*<sup>2</sup>. Allerdings will er die Bedeutung des Geschehens für die Opfer wie für die Nachgeborenen unter einer dezidiert poetologisch literaturwissenschaftlichen Perspektive thematisieren, «da die Fakten des Holocaust letztlich nur in ihrer erzählenden und kulturellen Rekonstruktion Bestand haben» (14). Konsequenterweise erstreckt sich seine Studie auf alle Formen der Erinnerung, auf Tagebücher aus dem Ghetto, autobiographische Erinnerungen Überlebender, epische und dramatische Gestaltungen, Videoaufzeichnungen des Erinnerens und literarische oder monumentale Inanspruchnahme des Holocaust für biographische und politische Gegenwartserfahrungen.

Youngs hermeneutischer Ansatz ist im Rückgriff auf *Derrida*, *Barthes*, *Ricoeur*, *Hayden White* u.a. entwickelt: Keine vergangene Wirklichkeit ist jenseits überliefernder Texte erreichbar.

<sup>2</sup> James E. Young, *Beschreiben des Holocaust, Darstellung und Folgen der Interpretation*, Frankfurt 1992.

bar, sie ist aber auch nicht mittels des Textes erreichbar. Die Texte erzeugen ihre Wirklichkeit, und nur wer die Strukturierungsmomente der Texte entschlüsselt, vermeidet Gefahren «weißer Mythologie» (Derrida), nämlich Interpretationen einer Wirklichkeit als Wirklichkeit mißzuverstehen. Uns Nachgeborenen ist kein unmittelbarer Zugang zur historischen Wirklichkeit des Holocaust möglich.<sup>3</sup> Wer im historischen Abstand sich um Wissen bemüht, muß zunächst die Form der Vermittlung reflektieren. Young beansprucht einen Beitrag zum besseren Verstehen des Geschehens selbst, der Augen- und Zeitzeugen und unserer Gegenwart zu leisten, indem er die erinnernden Zeugnisse als Texte liest. Text ist hier ein System von Zeichen, dessen Strukturierungsmomente Bedeutung vermitteln, die sich unabhängig von der Intention des Autors einstellt und vor der Bedeutung liegt, die der Autor seinem Text gibt. Es geht Young darum, «das ganze Wesen der Ereignisse» (8) (sic!) zu verstehen, indem er «die Wahrheit der allen Versionen des Holocaust immanenten Interpretation suchen (will), und zwar sowohl jener Interpretationen, die der Autor bewußt leistet, als auch derjenigen, die sein Text zwangsläufig für ihn schafft» (14). Ausgangspunkt ist dabei die Überlegung, daß jede Handlung und Reaktion durch die Bedeutung bestimmt ist, die der Handelnde beziehungsweise Reagierende der Situation, in der er sich befindet, gibt (18). Daraus ergeben sich drei neue Untersuchungsperspektiven: Wie bedingten diese zum Teil reflexiv nicht bewußten Interpretationen der Ereignisse die unmittelbaren Reaktionen der Opfer und damit das Geschehen selbst, wie bedingten sie die explizite Darstellung ihrer Erfahrung und wie wirkt das Verstehen der Interpretationen auf das Handeln der Nachgeborenen in ihrer Gegenwart.

Vor aller Kritik sei zunächst betont, daß diese Studie eine Fülle wichtiger Interpretationen der Holocaustliteratur eröffnet, die es festzuhalten gilt. Daß die sprachliche Form das Ereignis verändert, von dem berichtet wird, gilt zunächst für die Bezeichnung der Ereignisse überhaupt: Erst spät erhielt die planmäßige Ermordung der europäischen Juden einen Namen. Mit der Benennung wurde sie interpretiert, denn «jeder Name metaphorisiert die Ereignisse». Im Namen Charban konnotiert die Katastrophe; doch da dieser Name so eng auf die Tempelzerstörung bezogen ist, unterschlägt er die Einzigartigkeit des Geschehens. Der Begriff Schoah wurde schon in den vierziger Jahren zitiert, um das neue Grauen auszusagen. Er betont die Aspekte der Knechtung und Vernichtung Israels. Holocaust evoziert eher christliche Konnotationen des Martyriums. Wie immer ich versuche, das Geschehen in einem Namen zusammenzufassen: sie alle treffen nicht die Wirklichkeit, denn «jedes neue Ereignis ist nur mit alten Namen zu sagen» (142), die eben anderes benannten. Die Frage ist allerdings, was aus solcher Einsicht folgt: Soll man sich wie Young in der Zeit nach den Benennungen darauf beschränken, die Wahrheit der Ereignisse in den Schlüsselmetaphern zu suchen oder soll man die Differenz betonen, die zwischen Namen und Ereignis bleibt?

### Sprache strukturiert Erfahrung

Young zeigt auf, wie die Opfer die Ereignisse mittels der Bilder zu begreifen versuchten, die ihre Tradition ihnen zur Verfügung stellte, und wie dieses Begreifen Teil des Geschehens wird – im Jiddischen waren es eher politisch-gesellschaftliche Kategorien, im Hebräischen eher Kategorien der Theodizee. Wo das biblische Paradigma von Zerstörung und Errettung die Wahrnehmung der Ereignisse prägte, fand der Lebenswille gerade durch dieses Paradigma neue Kraft, verkannte das Geschehen aber illusionär. Alle alten Bilder des größten Schreckens verharmlosten, was geschah.

<sup>3</sup> Young geht davon aus, «daß die heutigen Erzähler des Holocaust nur mehr die metahistorischen Mythen im Gedächtnis lebendig halten können, durch deren Vermittlung sie die Geschichte erfahren haben» (22).

Alle Versuche der Leidenden, ihre Erfahrung durch Analogien zu verstehen, führen nur in die Differenzierung: Es war nicht zuvor, was jetzt erfahren wurde, doch indem genau das immer neu ausgesagt wird, wird der Holocaust zum Archetyp einer unsagbaren Leiderfahrung, wird Metapher, die dann wiederum benutzt wird, als Ausdruck biographischen oder politischen Leidens.

Young will die sprachlich vermittelte Wirkung des Holocaust bis heute untersuchen. Seine Studie ist vielleicht dort am aufschlußreichsten, wo er an zwei Beispielen untersucht, wie die in der Sprache sedimentierte Erinnerung gegenwärtige Erfahrung mitkonstituiert: Dem Literaturwissenschaftler stellt sich nicht die Frage, ob *Sylvia Plath* für ihre individuelle Leiderfahrung, ihren Elektrakomplex, auf Bilder des Holocaust zurückgreifen «darf». Sie tut es. Der Text ist nur ernst genommen, wenn man sieht, wie sich die Wirklichkeit der Leidenden durch diese Metaphorisierung verändert. Young billigt jedem Überlebenden zu, diese Vereinnahmung abzulehnen, doch fordert er von den Nachgeborenen, diesen Teil ihrer Wirklichkeit zu bedenken: Unsere gegenwärtige Sprache enthält Aussagen über den Holocaust, die unsere Erfahrung der Gegenwart strukturieren.

Dies zeigt Young gerade in der Analyse von Gedichten und Gesprächen, die israelische Soldaten nach dem Sieben-Tage-Krieg festhielten. Wer in Israel kämpft, tut dies in der Furcht, daß eine neue Vernichtung droht. «Wer den Holocaust überlebt hat, wer Bilder sieht von einem Vater und einer Mutter, die die Schreie hören, welche die Träume ihrer Nächte aufstören, der weiß, daß kein anderes Volk solche qualvollen Visionen hat. Und diese Visionen sind es, die uns zwingen zu kämpfen, und die wiederum auch bewirken, daß wir uns unseres Kampfes schämen» (219), zitiert Young einen jungen israelischen Soldaten. Kämpfend identifiziert sich der junge Israeli mit den Opfern des Holocaust, doch gerade deshalb identifiziert er sich auch mit den Opfern seines Kampfes.<sup>4</sup> Diese wechselnde Identifikation wird Mittel politischer Lyrik, in der von palästinensischen Opfern (zum Beispiel dem Massaker in Shatila) mit Metaphern des Holocaust (zum Beispiel *Babi Jar*) erzählt wird. Solche Darstellung verändert die Erfahrung. Sprache schafft Wirklichkeit. Diese Einsicht ist seit der nationalsozialistischen Rhetorik nicht mehr zu leugnen. Erst hat man die Juden als «Ungeziefer» bezeichnet, das es «auszurotten», zu «vernichten» galt, dann konnte Himmler die Massenerschießungen als «ungeschriebenes Ruhmesblatt der deutschen Geschichte» bezeichnen. Der Mord wurde mit gutem Gewissen vollzogen. Für den Überlebenden kann deshalb auch die arabische Rhetorik – das Meer rot von jüdischem Blut zu färben – nicht «bloße» Metapher sein. (155f.)

Stein gewordene Rhetorik analysiert Young in der jeweils ideologischen Architektur der Gedenkstätten des Holocaust: In Polen werden die jüdischen Opfer fast verschwiegen, alle Gedenkstätten des jüdischen Holocaust werden zum Mahnmal polnischer Geschichte, eine irritierende Vereinnahmung angesichts des noch lange nach 1945 anhaltenden polnischen Antisemitismus, von dem die Gespräche, die Heenen-Wolf geführt hat, erschütterndes Zeugnis ablegen.

In Israel dokumentiert *Jad Waschem* nicht nur das Leiden der Opfer, es dokumentiert auch – in der Erinnerung an den Holocaust – das «Ende der Möglichkeit eines Lebens im Exil» (286) und wird damit zum Mittel zionistischer Ideologie. Die USA gebrauchen Holocaustmonumente, um ihre Erlöserrolle als Befreier darzustellen. In deutschen Gedenkstätten erlauben «Ordnung und Sauberkeit (...) kaum Erinnerung an Chaos, Schmutz und Staub» (283).

<sup>4</sup> «Als ich die Eltern sah, die ihre Kinder an der Hand hinter sich herzog, sah ich mich wirklich beinahe selbst, wie ich von meinem Vater gezogen werde» (220).

## Gefahr des Zynismus

Als Untersuchung unserer vom Holocaust bestimmten Gegenwart ist Youngs Analyse sehr aufschlußreich. Meine Einwände gelten den Untersuchungspartien, die die Texte der Opfer analysieren.<sup>5</sup> Sicherlich fügt seine Analyse der Paradigmata, mit denen Augenzeugen wie Tagebuchschreiber des Ghettos ihre Wirklichkeit interpretierten, einen wichtigen Aspekt im Verstehen hinzu. Zu kritisieren ist aber seine totalisierende poetologische Perspektive auf die Texte der Zeugen. Sie führt dazu, daß die Interpretation nur noch auf Interpretationen von Interpretationen verweist und das Leiden aus dem Blick gerät. Um die Texte der Augenzeugen in eine methodisch einheitliche Gesamtuntersuchung aller erinnernden Texte einbeziehen zu können, versucht Young nachzuweisen, daß ihnen kein privilegierter dokumentarischer Status zukommt. Die Zeugen müssen in ihrem Anliegen scheitern, schreibend «Beweise» für den Holocaust zu liefern, dies tun allenfalls die materiellen Substrate ihrer Überlieferung. Es gelingt «doch niemals etwas anderes als das Zeichen selbst zu vermitteln» (37). Es gibt keine unmittelbare Verbindung zwischen dem Geschehen und dem schriftlichen Zeugnis. Dem ist zuzustimmen, aber scheidet deshalb notwendigerweise die Intention, Zeugnis zu geben? Young klammert hier den Leser der Texte, der der Anstrengung, Zeugnis zu geben, Raum gibt, völlig aus. Es geht nicht um «Beweise» des Geschehens in Texten – die erwartet dort auch kein Leser –, es geht und ging immer nur darum, dem Bericht des Zeugen zu glauben und die Intention, mit Hilfe der Sprache und des schriftlichen Zeugnisses nicht nur auf Zeichen, sondern auf eine außersprachliche Wirklichkeit zu verweisen, anzuerkennen. Wenn eine Perspektive auf Augenzeugenberichte zu der Aussage kommt: «Die Opfer haben Auschwitz vermittelt durch Metaphern erfahren und verstanden und in Metaphern darauf reagiert» (152f.), hat sie über eine Formanalyse den Inhalt der Aussage so weit ignoriert, daß sie zu einer Fälschung, da völlig unangemessenen Interpretation führt. Die Behauptung «daß das literarische Zeugnis nicht in erster Linie (sic) die Erfahrung, die es erzählt, sondern vor allem (sic) die begrifflichen Voraussetzungen dokumentiert, unter denen der Erzählende die Erfahrung wahrgenommen hat» (68f.) wirkt zynisch angesichts des Erzählten: Es handelt sich um die Tagebücher aus dem Warschauer Ghetto, deren «Poetik» in Youngs Augen «für den Leser von unschätzbarem Wert ist» (68).

Es ist richtig, daß der Historiker die Grenzen der Zeugenchaft von Augenzeugen bis in die Struktur ihrer Texte reflektieren muß. Young unterschlägt aber, daß Augenzeugen selbst genau dies tun in einer Form selbstreflexiver Holocaustliteratur, die in seiner Studie nicht erwähnt wird, vermutlich, weil sie den Anspruch seiner Methode deutlich schmälern würde. *Primo Levi*<sup>6</sup> zum Beispiel verweist darauf: Wer überlebt hat, hat die tiefsten Tiefen des Geschehens eben nicht erreicht, aus ihnen kam keiner zurück, der berichten konnte. «Diese hatten bereits Wochen und Monate vor ihrem Tod die Fähigkeit der Beobachtung, der Erinnerung, des Abwägens und des Ausdrucks verloren» (83). Sie, die dem Tod nicht entronnen sind, haben kein literarisches Zeugnis überliefert. Von ihrer Erfahrung werden wir nie erfahren. Dieser Hinweis allein wäre ein

<sup>5</sup> Doch auch hier gilt es zunächst wichtige Differenzierungen festzuhalten: Young unterscheidet in der Dokumentarliteratur zwischen Tagebuch, Memoiren, fiktionaler Literatur von Überlebenden oder Nichtopfern und Dokumentarliteratur, die aus Zitat bestehen und darin die Autorschaft qua Collagieren verstecken. Young analysiert eine ideologische Verwendung des Zitats in Werken über den Holocaust, in denen sich Schriftsteller des Zitats der Augenzeugen bedienen, um ihrer eigenen Fiktion die Autorität des Zeugnisses zu verleihen. Eine solche «Rhetorik des Tatsächlichen» verschleierte dann unter Umständen den manipulativen Gebrauch der Zitate, wie er bei Peter Weiss «Die Ermittlung» nachzuweisen versucht, dessen Drama die Tragödie der Juden zu einem Drama des Kapitalismus mache. <sup>6</sup> *Primo Levi, Die Untergegangenen und die Geretteten*, München-Wien 1990 (Originalausgabe *I sommersi e i salvati*, Turin 1986).

zentrales Argument gegen Youngs totale Perspektive, die das Schweigen dieser Opfer nie erfassen kann und die sie somit vergessen muß. Die überlebenden Häftlinge haben das «typische» Schicksal eines KZ-Häftlings nicht erfahren: sie haben überlebt. Sie können nur von dem sehr begrenzten Ausschnitt ihrer Erfahrung berichten, dessen Perspektive zum Teil noch von den Nazis mitbestimmt wurde.<sup>7</sup> Dem Ausmaß der Schmerzen war nur durch Verdrängung zu begegnen und schon im Erleben begann eine Verformung des Erlebten: Wenn nicht wahrgenommen wurde, was auszuhalten zu schrecklich gewesen wäre. Die nächste Verfälschung geschieht im Bemühen, sich verständlich zu machen: Die Welt des KZ war unentwirrbar, Sprache und begriffliches Denken, die bemüht werden müssen, um zu vermitteln, wovon berichtet werden muß, formen so, daß das tatsächliche Chaos und Grauen immer schon geordneter erscheint, als es war. Keine Zeugenaussagen wären von Menschen zu erwarten, die zum Beispiel sahen, was ein Mitglied des Sonderkommandos sah, «sondern etwas, das zwischen Klage, Fluch, Sühne und dem Bemühen um Rechtfertigung und der Wiedererlangung der eigenen Würde liegt» (59). Schließlich gilt: Die Erinnerung täuscht den, der sich erinnert: häufiges Erzählen läßt Erzähltes in Formen erstarren. *Primo Levi* ergibt es, gerade in dieser Reflexion noch einmal die Wirklichkeit, der seine Reflexion gilt, zu erinnern. Und damit spricht er so vom Holocaust, daß die Wirklichkeit, die nicht zu fassen ist, nicht im Reden über ihre Darstellbarkeit verschwindet. Das unterscheidet seine Rede von der Youngs.

## Wachhalten authentischer Erinnerung

Es bleibt Youngs Verdienst, dem Leser ein Instrumentarium kritischer Textlektüre zu demonstrieren. Es bleibt ihm auch zuzustimmen, daß historische und literaturwissenschaftliche Analyse der Texte «in Abwesenheit des Autors» (48) erfolgt und erfolgen muß und gerade deshalb auch all das liest, was der Autor im Schreiben nicht sah. Youngs Perspektive verdeutlicht aber zugleich gerade in zugespitzten Formulierungen eine grundlegende Problematik aller Historisierung des Holocaust: Das überliefernde Subjekt, Opfer des Holocaust, wird zum Objekt einer Untersuchung gemacht.<sup>8</sup> Dies geschieht jedem Zeitzeugen der Historiographie, gerade deshalb aber ist es nötig, neben der Form wissenschaftlicher Analyse der Texte die authentische Erinnerung im Zitat wach zu halten, die Texte nicht nur zu interpretieren, sondern sie auch zu hüten (19).

Young möchte dazu beitragen, daß «die wissenschaftliche Auseinandersetzung mit dem Holocaust als Form der Erinnerungsarbeit weitergeht» (236). Erinnerungsarbeit heißt dann, wissenschaftliche Arbeit an Texten der Erinnerung, um die Struktur der Erinnerung zu erhellen. Dabei verfehlt Young aber seine angebliche Intention, «das Was der Ereignisse aus dem Wie ihrer Darstellung zu erkennen» (20), mit deren Formulierung er den Vorwurf ausschließen möchte, er betreibe

<sup>7</sup> Young arbeitet einen Aspekt sehr beklemmend aus: Die kulturellen Aktivitäten der Juden im Ghetto wurden von ihnen als Ausdruck der eigenen Würde wahrgenommen, und doch erfüllten sie genau mit diesen ein Detail im Kalkül der Nazis. Was waren diese Aktivitäten dann? (64).

<sup>8</sup> Während er in der Analyse von Interviews mit Überlebenden sensibel bemerkt: «Die Interpretation des Videozeugnisses eines Überlebenden kommt fast einer Kritik des Überlebenden selbst gleich» (263), übergeht er diesen Aspekt in der Analyse literarischer Texte, die eben ohnehin in «Abwesenheit des Autors» interpretiert werden.

Noch können sich die Überlebenden selber wehren, wenn sie erneut zum Objekt gemacht werden, diesmal von Holocaust-Studien. Der Linguist Werner Weinberg berichtet von einem solchen Erlebnis: «So wurde ich zum Beispiel zu Symposien über den Holocaust eingeladen, wo ich «den Standpunkt der Überlebenden» vertreten sollte. Da wurde ich zu dem, was für den Sprachforscher ein «eingeborener Gewährsmann» ist, jemand, der in eine bestimmte Sprache hineingeboren wurde, weder ihre Struktur noch ihre Geschichte kennt, der aber für den Experten nützlich ist, weil er ihn mit Rohmaterial versorgen kann.» (Werner Weinberg, *Wunden, die nicht heilen dürfen. Die Botschaft eines Überlebenden*, Freiburg 1988, 18).

nur Dekonstruktion der Texte. Ich kann nicht sehen, wie er diesem Vorwurf entgehen kann.<sup>9</sup>

Erkenntniskritisches literaturwissenschaftliches Interesse hat eine falsche Priorität gewonnen, wenn er es für ein Verdienst hält, daß seine Studie «nicht bei dem lähmenden Entsetzen stehen» bleibt, das «wichtigere (!) historische und literarische (!) Fragen verdrängt habe (7) und zum Schluß kommt: «Und so ist der Holocaust vielleicht weniger ein Bruch in der Erkenntnis oder in der Geschichte oder im Kontinuum als vielmehr ein traumatischer Bruch in unserem unkritischen Glauben an das, was wir über ihn wissen.» (163).

Die Texte der Augenzeugen sind stärker als Young meint: Sie gehen in keiner Interpretation auf. Deshalb scheint es mir anders als Young nicht suggestiv, sondern angemessen

<sup>9</sup> Seine These «Wenn wir anerkennen, daß zwischen den Fakten der Geschichte und ihrer reflexiven Interpretation in der literarischen Darstellung kein wesentlicher Unterschied besteht und daß es zwischen den Fakten des Holocaust und ihrer Interpretation vielleicht einen fatalen Zusammenhang gibt, dann können wir sowohl die Fakten als auch die Frage der Poetik des literarischen Zeugnisses hinter uns lassen und uns den Konsequenzen zuwenden, die beide nach sich ziehen» (72) macht es schwer, diesen Vorwurf nicht zu erheben.

Letztlich zerfällt seine Studie in eine Fülle von Einzelinterpretationen, der einheitsstiftende Gedanke ist ein methodischer Ansatz und ein kritischer Gestus (299). Es ist konsequent, wenn Youngs zentrale Schlußfolgerung aus seiner Analyse Formen des Redens über den Holocaust betreffen (298f.), die er als «neue Formen des Reagierens auf die Katastrophe» (299) verstehen will. Es ist allerdings wenig nachvollziehbar, daß er als postmodernes Wahrheitskriterium aller Interpretationen ausgerechnet Nietzsches vitalistischen Grundsatz in moralischer Affirmation zitiert, es komme darauf an, inwieweit eine Interpretation «lebensfördernd, lebenserhaltend, arterhaltend, vielleicht gar artzuchtend» sei (297), denn dieses Kriterium lasse Bedeutungsvielfalt zu und ermögliche zugleich Bewertungen von Interpretationen. «So gesehen entscheiden weder die Glaubwürdigkeit noch die prinzipielle Richtigkeit einer Interpretation, sondern allein die Fähigkeit, das Leben selbst zu erhalten und zu ermöglichen über die Adäquatheit» (298).

zu sein, wenn sich Autoren fiktionaler Texte der Zitate von Augenzeugen bedienen wie zum Beispiel *Alfred Andersch* in seinem Roman *Efraim* an der von Young zitierten Stelle (101f.):

«*Jedoch gibt es keine Erklärung für Auschwitz.* Mindestens einmal hat der SS-Mann Küttner, genannt Kiewe, ein Kind durch die Luft geschleudert, das Franz dann mit zwei Schüssen getötet hat. *Niemand hat jemals Auschwitz erklären können.* Wir sahen ein riesiges Feuer und Menschen herumgehen, die irgend etwas hineinwarfen. Ich sah einen Mann, der hatte etwas in der Hand, das den Kopf bewegte. Ich sagte: «Um Gottes willen, Maruscha, der wirft einen lebenden Hund hinein.» Aber meine Begleiterin sagte: «Das ist kein Hund, das ist ein Kind.» *Mir ist jeder verdächtig, der Auschwitz zu erklären versucht.*»

Das Zitat ist Medium einer anderen Form von «Erinnerungsarbeit», nämlich jener, die die Texte hüten, das heißt tradieren will. Mir scheint gerade angesichts der Studie Youngs, daß diese Form neben aller wissenschaftlichen Anstrengung des Verstehens unaufgebar ist.

### **Einzigkeit des Holocaust**

Das kommentierte Zitat ist ein Konstruktionsprinzip einer dritten Form des Redens über den Holocaust heute, in einer Zeit, in der die Holocaust-Studien zur Wissenschaft geworden sind und die Zeugen noch leiden. *Lea Rosh*<sup>10</sup> berichtet tagebuchartig von ihren Reisen und Interviews in jenen siebzehn Ländern Europas, in denen die Nationalsozialisten die jüdischen Bürger deportierten und ermordeten. *Eberhard Jäckel* leitet jedes Kapitel mit einer kurzen historischen Information ein, *Lea Rosh* schildert die Begegnungen aus der heutigen Perspektive und zitiert die Interviews mit Überlebenden. «Vierzig Jahre habe ich gewartet. Gewartet, daß jemand kommt und meine Geschichte hören will», sagt *Abraham Gerson* in Riga. Genau dies zu tun, solange noch Zeit ist, sollte in meinen Augen die erste Aufgabe der Holocaust-Studien sein. Es gehört zu den Verdiensten der Untersuchung Youngs, in einer Analyse solcher Interviews in Filmaufzeichnungen den Anteil der Interpretation deutlich hervorzuheben. *Lea Rosh* aber gelingt es, ihren interpretierenden Standpunkt zu reflektieren, die Gegenwart der Überlebenden vor Augen zu führen und sie so zu Wort kommen zu lassen, daß die Fassungslosigkeit nicht im Verstehen untergeht.

«In dem Ghetto-Kinderlazarett wurden die kranken Kinder zum größten Teil aus dem zweiten Stockwerk auf gut aufgepflanzte Bajonette hinausgeworfen» (40). Eine Überlebende berichtet von Aussagen in einem Prozeß: «Dann gingen die deutschen Offiziere zu den Menschen, die noch nicht tot waren und knallten sie ab, aber bei weitem nicht alle. Die Angeklagten erzählten, daß man sehen konnte, wie sich die Erde bewegte, als sie weggingen» (44).

Young hat in einer Überlegung recht: Wer nur Einzigartigkeit und Unausprechlichkeit des Holocaust betont, läuft Gefahr, daß die Katastrophe mystifiziert und im Schweigen vergessen wird (146). Und doch gilt gleichzeitig: Wer immer der Nachgeborenen versucht zu formulieren, welche Bedeutung der Holocaust in seinem Leben hat, wird unangemessen von ihm reden. Jeder Versuch, die Schoah zu deuten, verharmlost. Wer immer Formen des «alltäglichen Faschismus» entlarven zu sollen glaubt, verhöhnt dabei die Opfer nationalsozialistischen Mordkalküls. Das Dilemma ist unlösbar, manche unangemessene Rede ist meiner Meinung nach aber sehr wohl zu unterlassen, ohne daß der Holocaust im Schweigen untergeht. Ich weiß, wieviele meiner Alltagserfahrungen, wieviele meiner Handlungen von meinem Wissen um die Schoah und – ebenso wichtig – dem Nationalsozialismus als ihre Bedingung ge-

<sup>10</sup> *Lea Rosh, Eberhard Jäckel, «Der Tod ist ein Meister aus Deutschland», Deportationen und Ermordung der Juden, Kollaboration und Verweigerung in Europa, Hamburg 1991.*

Die **JESUIT EUROPEAN VOLUNTEERS** suchen für die Mitarbeit im Leitungsteam zum nächstmöglichen Zeitpunkt eine



## **Sozialpädagogin**

JEV, eine Organisation des Jesuitenordens, bietet jungen Frauen und Männern die Möglichkeit, in einem einjährigen Einsatz Erfahrungen zu sammeln für ein Leben aus christlicher Verantwortung in unserer Gesellschaft. Sie arbeiten an sozialen Brennpunkten und leben dabei in kleinen Wohngruppen zusammen.

Wir erwarten von der Mitarbeiterin:

- Kommunikations- und Kooperationsfähigkeit
- Eigeninitiative und Durchsetzungsvermögen
- Bereitschaft zur Identifikation mit der Zielsetzung von JEV

Wir bieten:

- Bezahlung nach BAT mit allen üblichen Zulagen
- Selbständiges Arbeiten in einem engagierten Team
- Arbeitsplatz im Zentrum Münchens

Ihre Bewerbung mit den üblichen Unterlagen richten Sie bitte an:

**JESUIT EUROPEAN VOLUNTEERS, Horst R. Knott S. J.**  
Kaulbachstraße 31a, D-8000 München 22

prägt sind. Sie als solche Konsequenz aussagen zu wollen, wäre anmaßend und überdies überflüssig. Legitimiert werden müssen sie in sich als situationsgemäße Handlung. Ich traue aber den Texten der Augenzeugen zu, person- und zeitspezifische Wirkung in jedem ihrer Leser auch in hundert Jahren noch zu evozieren. Nur die Texte der Augenzeugen können die Unangemessenheit allen Redens über den Holocaust im-

mer neu aufdecken. Youngs Anliegen, solche Interpretationen des Holocaust zu analysieren, bleibt wichtig, sie zu tradieren wichtiger. Und es gilt zu bedenken: Schmerz ist ausdrückbar, nicht mitteilbar. Es geht dann auch weniger darum, ihn zu deuten, als darum, seinen Ausdruck auch dort, wo der Leidende ihn selbst deutet, wahrzunehmen und in allem Wissen um Welt diesen nicht zu vergessen. *Elisabeth Hank, Bonn*

## Die ewige Reise, der immerwährende Abschied

Georges-Arthur Goldschmidts Erzählung «Der unterbrochene Wald»\*

Mitten auf seiner Lebensreise habe er sich «in finstren Waldes Nacht» verschlagen gefunden, lesen wir im ersten Gesang von Dantes «Göttlicher Komödie». Und ja, wir haben richtig gelesen: Dieser erste Gesang öffnet dem Leser die Pforte zur Hölle, zum Inferno. Gerade der deutschsprachige Leser, aufgewachsen mit der Überlieferung einer positiven Semantik des Waldes, muß da erst einmal innehalten, muß sich daran gewöhnen, daß Dantes Wald nicht Trost, nicht Geborgenheit verspricht, sondern unheilvolles Grauen: «Wie hart ist's, ach, von diesem Walde sagen, / Wie wild und rau und dicht sein Dickicht droht: / Dran denken nur macht noch aufs neu mich zagen! / So bitter ist's, daß bitter kaum der Tod . . .» Erst die Romantik, vor allem aber die deutsche Romantik hat den Wald mit positiven Bedeutungen belegt. Eichendorff ist einer seiner nimmermüden Sänger gewesen, Tieck hat den schönen Begriff von der «Waldeseinsamkeit» hinterlassen.

Es scheint, als ob Georges-Arthur Goldschmidt *beide* Bedeutungskategorien ins Auge gefaßt hätte, die jüngere wie die ältere, als er seiner Erzählung den Titel «Der unterbrochene Wald» mitgab. Denn einerseits hält sein Wald für den flüchtenden Knaben, der durch diesen Text hetzt, namenlose Gefahren bereit, überall könnte eine böse Überraschung lauern, eine gefährliche Wendung drohen. Andererseits schützt der Wald diesen Jungen auch, entzieht ihn den Blicken auf den offenen Feldern und überschaubaren Hängen, nimmt ihn auf wie ein mütterlicher Uterus. Und dennoch bleibt ein Rest von Furcht und erst «beim Aufblick zu den Öffnungen hoch oben, durchflochten von Astwerk, erweitert sich der Körper, die Atmung ändert sich, man weiß nun die Richtung, man kann sich nicht verirren, beim Ausgang des Waldes stehen beruhigend die Häuser». Wald und Himmel, Dunkel und Licht, Enge und Weite – sie fügen sich zu Stimmen und Gegenstimmen, die leitmotivisch dieses Orchester einer Erzählung durchziehen. Warum aber «der unterbrochene Wald»? Was hat sich da als Intermezzo dazwischengeschoben, als Störung eingeschlichen? Auch die Nachfrage beim französischen Originaltitel hilft nicht weiter, auch hier stößt man auf «la forêt interrompue». Was ich hier als Möglichkeit einer Interpretation anbiete, fußt auf Vermutungen. Bestimmte Textstellen legen nämlich nahe, den Wald als Metapher für das Dickicht der Kindheit zu verstehen, und der Zwang zur fortgesetzten Flucht, der auf dem Knaben lastet, gälte dann als Störfaktor. Die Erzählung enthält aus der frühen Kindheit des Jungen eine bedeutungsschwere Erinnerung. Da schritt er mit seinem Vater durch den Wald in Hamburgs Umgebung, stieß dabei unversehens auf den Gedenkstein für einen ermordeten jüdischen Hausierer. «Immer wieder sah er den Hausierer über das Laub kriechen, mitsamt seinem Gewand, seiner Gestalt, seinem Gesicht, so als sei seine Angst im Moment des Todes derart stark gewesen, daß sie sich, Jahrhunderte später, eingrub in den Kopf des anderen . . . Und er war stolz gewesen, nicht zu denen zu gehören, die sich verstecken mußten, die nicht immerzu nach dem Ausweg, der Zuflucht spähten. Und nun

gehörte er dazu, wollte sich in den Boden graben, schrumpfen, sich ins Laub hineinfressen, um unsichtbar zu werden.» Bereits dieses Monument – die Reminiszenz daran kehrt nochmals im Schlußteil der Erzählung zurück, gleichsam um ihre Bedeutung nachhaltig zu bekräftigen – hat mit seiner Geschichte die Traulichkeit des Waldes «unterbrochen», hat dem Kind gezeigt, daß das Dickicht nicht nur Beerenduft und Harzgeruch anbietet, sondern auf tödliche Scham und Qual verweisen kann.

### Absonderung aus dem Garten in Deutschland

Georges-Arthur Goldschmidt, 1928 in Hamburg geboren, ist von seiner Familie als Elfjähriger, zusammen mit seinem vier Jahre älteren Bruder, nach Frankreich verschickt worden. Diese «Absonderung» hat der Autor in einem meisterlichen Text in Sprache gefaßt, für den ihm 1991 u. a. der Geschwister-Scholl-Preis zuerkannt worden ist. Zuvor schon erschienen die Romane «Spiegeltag» und «Ein Garten in Deutschland» in deutscher Übersetzung; weitere Erzählungen und Essays hat der in Paris lebende Autor ebenfalls verfaßt. In Deutschland ist er zudem bekannt geworden als Mitarbeiter der Feuilletons von «Mercur» und «Frankfurter Rundschau». Goldschmidt schreibt mehrheitlich in französischer Sprache – eine bedeutende Ausnahme ist etwa «Die Absonderung», die original in deutsch geschrieben worden ist – und hat einen kongenialen Übersetzer gefunden – Peter Handke. Doch muß man im gleichen Atemzug bemerken, daß es sich hier um eine Kooperation hüben und drüben handelt, denn Goldschmidt hat auch die meisten Bücher des Österreichers in die französische Sprache übertragen. «Der unterbrochene Wald» knüpft dort an, wo «Die Absonderung» endet. Er erzählt von der Flucht des Jungen, der niemand anderer als der Knabe Georges-Arthur ist, durch die Wälder, immer wieder fortgetrieben vom Kinderheim, das ihn vor der Nachfrage der deutschen Besatzungsmitglieder nicht schützen kann. Bei Bauern in den savoyardischen Alpen findet er für eine Weile Zuflucht, bald bei dem einen, bald bei einem anderen. In günstigeren Fällen darf er in einer Kammer schlafen, nahen aber die Deutschen, die angeblich Sachwerte gegen Butter und Eier tauschen, tatsächlich aber die Situation aushorchen wollen (ob da nicht einer versteckt werde), so muß er blitzschnell auf dem Heuboden, im Speicher oder im Verschlag verschwinden. Wie das Herz da rasend schlägt, erinnert den Leser nur zu sehr etwa an die Erzählungen der jüdischen Polin Ida Fink, die für ihren Band «Eine Spanne Zeit» 1985 den Anne-Frank-Literaturpreis erhalten hat. Aber nicht nur an dieser Stelle wird die Erfahrung des jüdischen Knaben zur Erfahrung anderer, ja gar zu beinahe prototypischen. Schon die Absonderung, die Trennung des Kindes von der Familie aus Sicherheitsgründen, läßt an den gleichen Umstand aus der Jugend des in Zürich lebenden Schriftstellers Franz Wurm denken, der mit einem Kindertransport nach England geschickt worden ist. Weit mehr noch verweisen die Jahre im Kinderheim auf Szenen in Louis Malle's Film «Adieux, les enfants», vor allem aber auch auf die Erinnerungen der heute in England lebenden Polin Janina David, die nach der Flucht aus dem Warschauer Ghetto die folgende Zeit in Waisenhäusern verbracht hat. Gemeinsam mit Janina

\* Georges-Arthur Goldschmidt, Der unterbrochene Wald. Erzählung. Aus dem Französischen von Peter Handke. Ammann Verlag, Zürich 1992, 172 Seiten, Fr./DM 34.–

David ist Georges-Arthur Goldschmidt auch jenes traumatische Erkennen, das sich beim Anblick der ersten Bilder aus dem KZ einstellt: So könnte es meinen Angehörigen ergangen sein; war dieser kahlgeschorene Mann nicht mein Vater, diese gehetzte Frau nicht meine Mutter? Die junge Janina David, eine Gleichaltrige von Georges-Arthur, erfuhr durch einen Film, was Majdanek bedeutet hatte, welch ausweglosem Schicksal ihr Vater zum Opfer gefallen war; der Junge in den Savoyer Alpen erblickte die KZ-Photos auf den Dorfmauern («einer dieser Kadaver hätte sein Vater sein können», aber «nichts war geschehen, keine Erde hatte gebebt, keine Felsen hatten sich gespalten, keine Gräber sich geöffnet, kein Himmel hatte sich verfinstert»).

### Scham und Qual des Opfers

Hat sich aber bei vielen Überlebenden der Shoa nach Kriegsende ein zähes Schuldgefühl einzunisten begonnen – die Schuld gegenüber den toten Angehörigen, als einziger überlebt zu haben –, so drängt bei Georges-Arthur ein anderes Gefühl vor – jenes einer verzweifelten Gemeinschaftlichkeit in erfahrener Qual. «Er schauderte, sein Rücken krümmte sich nach innen, als er las, daß sie geschlagen wurden auf einer Estrade: fast hätte er aufgebrüllt vor Scham bei dem Gedanken, auch sein Vater sei so geschlagen worden. Er wünschte sich tot, damit das nicht wahr sei; wollte im Erdboden verschwinden, unter dem Schotter.» Die Geste, die der lesende Knabe unwillkürlich vollführt – jenes Krümmen des Rückens nach innen –, steigt mit eigener Dynamik aus dem zutiefst verletzten Unterbewußtsein hoch, ist eine vielfach erzwungene, vielfach geübte und schließlich bereitwillig vollzogene. Wie denn das?

Was Georges-Arthur Goldschmidt in diesen Teilen der Erzählung ausbreitet, ist für ihn, den Erinnernden, wie auch für den Leser, den Nachvollziehenden, in höchstem Maß qualvoll. Gerne würde man diese Schilderungen von sich wegschieben, statt sich ihnen auszusetzen, sie wahrnehmen zu müssen, sie demnach als «wahr» zu erklären. Denn was sich hier, im Büro der Direktorin des Kinderheims, vollzieht – und Vollstrecklerin der Strafen am siebzehnjährigen Jungen ist nicht selten sie selbst! –, ist ein sadistisches Züchtigungsritual. Schlimmer und ausgeklügelter läßt es sich nicht denken, und man mag sich

heute fragen, was denn diese Direktorin, was denn diesen Aufseher noch von den Nazi-Schergen in den Konzentrationslagern unterschieden hat. Nicht umsonst stellt sich beim jungen Georges-Arthur Goldschmidt nach Kriegsende, angesichts der KZ-Dokumentation, dieser vorerst so irritierende Gleichstellungs-Effekt ein. Wofür aber hat er dermaßen büßen müssen? Beinahe für «petits riens», denn da zählte gar nicht mehr die Schwere oder Geringfügigkeit seiner Unterlassungen und Verfehlungen – oft und oft wollte man seine nächtlichen Selbstbefriedigungen ahnden –, sondern nur die Gelegenheit, ihn wieder zum Sündenbock zu stempeln, an ihm eigene sadistische Regungen zu befriedigen. Es ist ein zutiefst erschreckender Tatbestand, der hier noch einmal festgehalten wird. Im Autor ist er als Trauma zurückgeblieben, im Text wächst er sich zur obsessiven Intensität aus. Und wenn all die Gefühle von Hunger, Durst, Kälte und Nässe, Angst und Verlassenheit, Unruhe und fieberhafter Wachsamkeit während der Lektüre auch auf den Leser überspringen, sich gleichsam an ihm festkrallen, so muß man es sich eingestehen: Diese Emotionen verblassen alle wiederum vor der Scham und Qual, die der am Boden sich windende Knabe erfährt. Ob man es sagen darf, daß der lesende Nachvollzug auch einen winzigen Teil liebender Solidarität mit den Opfern darstellen könnte? Schließlich muß man sich auch vor dem Mut des Autors verneigen, sich gegenüber dem Leser derart bloßzustellen, sich derart preiszugeben, so lückenlos diese wachsende Dienstbarkeit des Opfers gegenüber den ebenso quälenden Mitschülern nachzuzeichnen (ein Zug, der uns etwa aus Musils «Die Leiden des jungen Törless» vertraut sein mag), so unverstellt die eigene Niedrigkeit zu zeigen – dabei aber doch wieder verhalten, nicht die Spur eines masochistischen Voyeurismus aufnehmend. Der Text selbst entpuppt sich als ein bestrickend schönes melodisches Gefüge in seinen Randbildern – immer ist da vorerst von Straßen, weiten Horizonten und Alleen der nördlichen Pariser Vorstadtgebiete die Rede, als gälte es, einen harmlosen Erinnerungsspaziergang zu unternehmen –, bevor dann der Schrecken nach und nach aus dem Kosmos einer dunklen Vergangenheit wieder einsickert. Manchmal lacht der Knabe das Gelächter der Verzweiflung, weil ihn so geläufige Verkehrsmittel wie die Züge an den «Transport» erinnern. «Schluchzergleich» steigt sie in ihm auf, die Vergangenheit. Und auch der Leser liest plötzlich anders, begreift die ins Glas eingelegte Blindschleiche, eng zusammengepreßt, als frühe Vorwegnahme späteren Kinderleids.

Das Glas mit der Blindschleiche, in der Sonne blinkend, stand im Garten jenes Hauses, welches das Elternhaus von Georges-Arthur gewesen war. 1949 kehrt er wieder an diesen Ort zurück, aber er kommt nicht an, seine Reise, angetreten im Jahr 1938, wird fort dauern. «Er war aufgebrochen, seine Kindheit wiederzusehen, und hatte nichts wiedererkannt.» Und dieser Widersinn: «... die Möbel waren geblieben, und er, er hatte weg müssen.» Es war, als ob die Landschaft der Kindheit ihn ausspucken, ihn für immer umtreiben wollte. Hatte nicht schon die Hamburger Aufräumerin zum Kind gesagt: «Wenn du nicht artig bist, kommst du ins KZ»? Als ob er schon seit jeher für die «Absonderung» bestimmt gewesen wäre. Unter solchen Vorzeichen eine Jugend bestehen zu müssen, überhaupt im Leben Fuß fassen zu können, kommt einer Gratwanderung gleich. Fast wie ein Wunder mutet daher der Schluß des neuen Buches an, da der Mond über Goldschmidts Wald aufsteigt: «Der Atem wurde ruhig und weit, als streckte sich da die Zukunft aus, ebenso geräumig wie diese unzählbaren Landschaften unter dem Licht des Mondes.»

*Beatrice Eichmann-Leutenegger, Muri bei Bern*

## ORIENTIERUNG erscheint 2× monatlich in Zürich

Katholische Blätter für weltanschauliche Information  
Herausgeber: Institut für Weltanschauliche Fragen

### Redaktion und Administration:

Scheideggstraße 45, Postfach, CH-8059 Zürich  
Telefon (01) 2010760, Telefax (01) 2014983  
Redaktion: Nikolaus Klein, Karl Weber,  
Josef Bruhin, Werner Heierle, Josef Renggli, Pietro Selvatico  
Ständige Mitarbeiter: Albert von Brunn (Zürich), Beatrice Eichmann-Leutenegger (Muri BE), Paul Konrad Kurz (Gauting), Heinz Robert Schlette (Bonn), Knut Walf (Nijmegen)

### Preise Jahresabonnement 1993:

Schweiz: Fr. 44.– / Studierende Fr. 30.–  
Deutschland: DM 52.– / Studierende DM 36.–  
Österreich: öS 390.– / Studierende öS 270.–  
Übrige Länder: sFr. 40.– zuzüglich Versandkosten  
Gönnerabonnement: Fr. 60.– / DM 70.– / öS 450.–

### Einzahlungen: ORIENTIERUNG Zürich

Schweiz: Postkonto Zürich 80-27842-8  
Deutschland: Postgiroamt Stuttgart (BLZ 600 100 70)  
Konto Nr. 6290-700  
Österreich: Zentralsparkasse und Kommerzbank Wien, Zweigstelle Feldkirch (BLZ 20151),  
Konto Nr. 473009306, Stella Matutina, Feldkirch  
Italien: Postcheckkonto Rom Nr. 29290004

Druck: Vontobel Druck AG, 8620 Wetzikon

Abonnements-Bestellungen bitte an die Administration.  
Das Abonnement verlängert sich automatisch, wenn die Kündigung nicht 1 Monat vor Ablauf erfolgt ist.

Nachdruck nur mit Genehmigung der Redaktion.

### Weitere zitierte Literatur:

– Ida Fink, *Eine Spanne Zeit*. Erzählungen. Fischer Taschenbuch Verlag, Frankfurt am Main 1986.

– Janina David, *Ein Stück Fremde*. Erinnerungen an eine Jugend (Teil II einer Trilogie). Hanser Verlag, München-Wien 1983.